

Deutsche Zeitung

Wochen-Ausgabe.

S. PAULO

Druck und Verlag von Rudolf Troppmann

BRASILIAN

Vertreter für Deutschland: Johannes Neider, Schönberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse N. 7.

Abonnementspreis: Jährlich 12\$000. Ausland 20\$000. — Einzne Nummern 300 rs. Inserate nach Uebereinkunft

Redaktion und Expedition
Rua Libero Badaró Nr. 64, 64 A - Caixa do Correio Y

Geschäftsstelle in Rio de Janeiro: Rua dos Ourives 91
I. lock, Ecke der Rua S. Pedro :: Caixa do Correio 302

Nr. 28

São Paulo, 28. Deember 1912

IX. Jahrg

Zur gefälligen Beachtung.

Wir sehen uns leider gezwungen, die säumigen Zahler nochmals aufzufordern, ihr rückständiges Abonnement doch endlich einsenden zu wollen, widrigenfalls wir die Zusendung des Blattes einstellen und die Ausständigen öffentlich in der Zeitung zur Zahlung anfordern werden.

Die Bedeutung der brasilianischen Industrie

Der fleißige und unterrichtete Berichterstatter für den Einnahmen-Voranschlag unseres Bundeshaushalts, der Deputierte Dr. Homero Baptista, hat in seinem Bericht über das Einnahme-Budget und in einem zweiten über die zu diesem Budget gestellten Zusatz- und Abänderungsanträge unserer Industrie in prinzipiell unfreundlicher Weise gedacht. Er wendet sich nicht nur gegen Uebertreibungen im Schutzzoll, die kein vernünftiger Mensch abstreiten wird, sondern spricht ganz allgemein von einem „Uebel, das durch die bestehenden Tarife begünstigt wird“, von einem „egoistischen und exklusivistischen Protektionismus, der nicht der Gesamtheit Nutzen bringen kann“, vom „Opfer eines Teiles des Volksvermögens zugunsten einer Gruppe Privilegierter“. Diese Anklagen müßten in Erstaunen setzen, wenn man nicht wüßte, daß Herr Homero Baptista das alleinige Heil Brasiliens in der Landwirtschaft sieht und daß er infolgedessen auf industriellem Gebiete ein überzeugter Freihändler ist. Immerhin dürfen seine Ausführungen nicht unwidersprochen bleiben, denn gerade dieser Deputierte genießt ein großes und wohlverdientes Ansehen, und was er äußert, das wird von vielen wie ein Evangelium hingenommen, um so mehr, als er sich trotz seiner Zugehörigkeit zur Regierungspartei nie scheut, der Regierung aufrichtig die Meinung zu sagen.

Die berufene Vertretung der Industrie ist das Centro Industrial do Brasil. Dessen Vorsitzender, Dr. Jorge Street, hat die Gefahr, die der Industrie aus der erklärten Gegnerschaft des Deputierten Homero Baptista erwächst, richtig gewürdigt und hat in einem offenen Briefe geantwortet, in dem er die Bedeutung der Industrie für Brasilien und ihre wich-

tig Stellung in unserer Gesamtwirtschaft darlegt. Beier als alle Worte beweisen Zahlen, und Herr Jorge Street ist in der glücklichen Lage, zuverlässig Zahlen geben zu können. Hat doch gerade das Centro Industrial do Brasil für die Nationalausstellung von 1908 das wertvolle Werk „O Brasil e as suas riquezas“ veröffentlicht und die Statistiken seit der weitergeführt. Gegenwärtig sind in der brasilianischen Industrie 727.719:7718 investiert, die sich auf 664 Betriebe verteilen. Sie beschäftigt nicht weniger als 168.764 Arbeiter und erzeugt offiziell Waren im Werte von 811.798:000\$. Wir sagen „offiziell“, denn in Wirklichkeit wertet die Erzeugung viel. Schon 1910 schätzte sie Dr. Nilo Pecanha in seiner Botschaft an den Kongreß auf über eine Milln Contos. Aus Gründen der verschiedensten Art tritt jedoch die wahre Höhe der Produktion in den Statistiken nicht in Erscheinung. Um zu ermesen, was jene Zahlen in unserem Wirtschaftsleben zu bedeuten haben, ist es nötig, daran zu erinnern, daß im Jahre 1911 unsere Einfuhr (unter Ausschluß natürlich der Einfuhr an Gold und Silber), 795.33:000\$ wertete, also nicht soviel wie das, was unsere Industrie erzeugte. Im selben Jahre brachten unsere beiden Hauptausfuhrprodukte, Kaffee und Latschuk, 832.923:000\$, wenig mehr als den offiziellen Wert der industriellen Produktion. Fügen wir hinzu, daß vom Werte der Einfuhr auf Industriewaren und Lebensmittel im Jahre 1911 nur 637.23:000\$ entfielen, während die restlichen . . . 158.3:000\$ zum überwiegenden Teil auf Rohstoffkamen, die von unserer einheimischen Industrie weiterverarbeitet wurden, so ist die Stellung der Industrie im Wirtschaftsleben des Landes hinreichend gekennzeichnet.

Ueber den Wert der inländischen Produktion im Vergleich mit der Einfuhr der betreffenden Artikel stellt Herr Jorge Street sehr lehrreiche Tabellen für das Jahr 1911 auf, aus denen die Ueberlegenheit der Eigenproduktion in überzeugender Weise hervorgeht, obwohl, wie bereits erwähnt, die Statistik nicht einmal den Gesamtwert zu erfassen vermag, während die Zollstatistik die Einfuhr in exakter Weise registriert. Unter den 26 Artikeln, die Herr Jorge Street vergleicht, sind solche, von denen die meiste von uns erst aus den Tabellen erfahren, daß sie eine Rolle in der einheimischen Produktionspielen und daß sie sogar im Inlande in größerer Menge hergestellt als aus dem Auslande eingeführt werden.

I. Bedarfsartikel	Wert der Einfuhr	Wert der Nationalproduktion	Differenz
Baumwollstoffe	76.708:000\$	139.567:000\$	+ 1.859:000\$
Wollstoffe	12.431:000\$	11.375:200\$	- 1.055:000\$
Lederfabrikate	2.818:000\$	15.861:000\$	+ 3.043:000\$
Gespinnste	970:000\$	22.389:730\$	+ 1.419:730\$
Seidenstoffe	3.906:543\$	1.842:320\$	- 2.864:223\$
Seidenkravatten	157:000\$	3.370:000\$	+ 3.213:000\$
Möbel (aus Holz)	2.204:000\$	12.010:000\$	+ 9.806:000\$
Schuhwerk	1.249:000\$	32.066:000\$	+ 0.817:000\$
Parfümerien	5.364:000\$	3.516:000\$	- 1.848:000\$
Hüte	2.232:000\$	17.384:000\$	+ 5.152:000\$
Schirme	1.228:000\$	4.062:000\$	+ 2.834:000\$
Tabakfabrikate	78:000\$	21.754:000\$	+ 1.575:000\$
Künstliche Blumen	164:000\$	1.697:000\$	+ 1.533:000\$
Streichhölzer	2:000\$	21.475:000\$	+ 1.473:000\$
Koffer und Taschen	361:000\$	3.542:000\$	+ 3.181:000\$
Keramische Waren	4.410:000\$	10.906:000\$	+ 6.496:000\$
	114.282:543\$	322.016:050\$	+ 2.733:507\$

II. Nahrungsmittel

Zucker	104:000\$	74.045:000\$	+ 3.941:000\$
Schmalz	344:000\$	13.545:000\$	+ 3.201:000\$
Biskuits	244:000\$	4.457:000\$	+ 4.213:000\$
Bier	720:000\$	24.602:000\$	+ 3.882:000\$
Schokolade, Konfitüren	284:000\$	11.404:000\$	+ 1.120:000\$
Essig	156:000\$	384:000\$	+ 218:000\$
Dörrfleisch	14.409:000\$	38.800:000\$	+ 24.409:000\$
Nudein	44:000\$	6.417:000\$	+ 6.373:000\$
Salz	1.676:000\$	3.126:000\$	+ 1.450:000\$
Butter und Käse	7.094:000\$	7.973:000\$	+ 21:000\$
	25.076:000\$	183.853:000\$	+ 58.777:000\$

In den verglichenen 26 Artikeln bezifferte sich somit der Wert der Einfuhr auf 139.358.000\$000, der der einheimischen Produktion auf 505.869:000\$000, sodaß sich eine Differenz zu Gunsten unserer Industrie von 366.510:000\$000 ergibt. Der Wert unserer industriellen Produktion wird auch nicht gemindert durch den Umstand, daß wir einen Teil der Rohstoffe vom Auslande beziehen. Der Einfuhrwert dieser Rohstoffe beziffert sich nach der von Herrn Homero Baptista selbst angeführten Statistik des Finanzministers auf 154.91:891\$000. Zunächst beweist diese Zahl, die erheblich geringer ist als man annimmt, daß die brasilianische Industrie gar kein so künstliches Produkt, sondern recht bodenständig ist. Sodann sei uns der Hinweis gestattet, daß die Hauptindustrielländer der Welt, Deutschland, England, Frankreich, Belgien, die Vereinigten Staaten usw. auch die Hauptfuhrländer für Rohstoffe sind. Die Arbeit der Erzielung und Verarbeitung fremder Rohstoffe, die den Wert erhöht, trägt oft mehr zur Vermehrung des Nationalreichtums bei, als die Verarbeitung einheimischen Rohmaterials.

Gewiß wäre die brasilianische Industrie heute nicht das, was sie in Wirklichkeit ist, wenn sie nicht durch die hohen Zölle begünstigt worden wäre. Aber sind die hohen Zölle ihr zu Liebe geschaffen worden? Die Antwort muß für die meisten Fälle verneinend lauten. Ähnlich wie das Deutsche Reich ist auch unsere Bundesregierung für die gemeinsamen Ausgaben im wesentlichen auf die Zölle angewiesen, da ihr die Verfassung nur wenige andere Einnahmequellen erschließt. Mit den steigenden Bedürfnissen der Union sind auch die Zölle gestiegen, nur hier und da einmal erfolgte eine Erhöhung ausdrücklich zum Schutze einer Industrie. Wenn sich die Industrie unter dem Schutze dieser hohen Zölle entwickelte, so war das nichts weiter als eine freilich höchst erwünschte Nebenwirkung, die in gewissem Grade die Opfer kompensiert, die die Vertenerung der Lebenshaltung dem Lande auferlegte. Wirkliche Schutzzölle waren es der Dörrfleisch-Industrie und der Schmalzfabrikation von Rio Grande do Sul bewilligten, die im wesentlichen der Landwirtschaft des Heimatstaates von Dr. Homero Baptista zugute kamen, während die Zölle auf

Reis, Mais, Bohnen usw., die unsere Landwirtschaft zu so gewaltigen Anstrengungen ermutigten, daß die Einfuhr in diesen Lebensmitteln rapide gesunken ist. Gegen diese Schutzzölle hat Herr Homero Baptista von seinem ausschließlich agrarischen Standpunkte natürlich nichts. Aber er sollte dann auch nicht, wie er in seinem Gutachten tut, unsere einheimische Industrie für die herrschende Teuerung verantwortlich machen. Mit mehr Recht könnte man ja die Landwirtschaft beschuldigen, der auf wichtige Lebensmittel des dringendsten Bedarfs Schutzzölle bewilligt wurden. In Wirklichkeit aber liegt die Schuld weder an der Landwirtschaft noch der Industrie, sondern, sofern nicht die allgemeine Weltlage verantwortlich ist — auch Freihandelsländer wie England und Belgien haben ihre Teuerung — an dem unzureichenden System unserer Bundeseinnahmen und an unserem ebenso unzureichenden, weil zu sehr zersplitterten Detailhandel, der natürlich dem Konsumenten das Produkt erheblich verteuert.

Daß unsere Industriellen nicht zu übermütig werden und dem Publikum zu hohe Preise stellen, dafür sorgt schon die Konkurrenz, die in allen Fabrikationszweigen fast von Tag zu Tag zunimmt. Nicht mit Vorwürfen beladen und dem Hasse des Volkes preisgegeben zu werden verdient unsere Industrie, sondern im Gegenteil ermutigt und geschützt zu werden. Denn wenn sie unter den Verhältnissen, die von den hohen Zöllen abgesehen — alles andere als günstig waren, es zu einer so bedeutenden Leistungsfähigkeit brachte, daß ihre Produktion unseren beiden Standard-Exportprodukten an Wert nicht nachsteht, so hat sie nicht nur ihre Daseinsberechtigung erwiesen, sondern auch gezeigt, daß sie in unserer Volkswirtschaft ein wichtiger, nutzbringender, den Nationalreichtum vermehrender Faktor geworden ist. Man muß daher hoffen, daß der Kongreß die Schlußfolgerungen des Herrn Homero Baptista nicht zu den seinigen machen, nicht in den Ruf einstimmen wird: „Nieder mit der Industrie!“ Die Devise kann einzig und allein lauten: „Hoch die Landwirtschaft und die Industrie!“

Wochenschau.

In München fand die Beisetzung des Prinzregenten Luitpold statt, welcher der Kaiser und die meisten anderen deutschen Fürsten, der Reichskanzler, viele fremde Fürstlichkeiten, Vertreter fremder Staatschefs, Parlamentarier, hohe Staats-, Militär- und Marinewürdenträger sowie zahlreiche andere Personen von Distinktion beiwohnten. Die Beisetzungsfest wurde in der Kirche S. Caetano abgehalten, in deren Krypta der Leichnam auch bis auf weiteres verbleibt.

Die ganze deutsche Presse konstatiert mit Genugtuung, daß die Sammlung für die Anschaffung von Militärflugzeugen ein überaus glänzendes Resultat ergeben hat. Es wurden insgesamt 7.234.506 Mark gesammelt. Das demonstriert, daß die Agitation für die Sammlung eine ebenso intelligente wie lebhaft war. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ hebt besonders die hervorragende Beteiligung der in Brasilien ansässigen Deutschen an der Sammlung hervor und bemerkt, daß sie unbeschadet der Liebe zum neuen Vaterlande auf die neue Anhänglichkeit an das alte bewiesen haben.

Im Ruhrgebiet fand auf der Kohlenzeche Achenbach eine Explosion schlagender Wetter statt, wobei zahlreiche Arbeiter getötet und verletzt wurden.

in der diesjährigen Session, die sich ihrem Ende zu-
neigt, zu ihnen Stellung zu nehmen vermag.

Ueber das Thema: Munizipalstraßen entspann sich
eine kurze Debatte, worauf es unter Annahme eines
Zusatzantrages genehmigt wurde.

Zur Diskussion wurden ferner gestellt die The-
mata: Sprossen und Entsprossen der Kaffeesträu-
cher sowie Düngung der Kaffeepflanzungen. Gegen
das „Dynamitisieren“ der Kaffeepflanzungen sprach
sich João Pedro de Jesus aus, weil er das Verfahren
zu teuer findet. Es wird für das Dynamitisieren \$800
bis 1\$000 pro Strauch gefordert.

Dagegen erklärte Dr. Edmundo Navarro, daß das
Dynamitisieren sich auf nicht höher als \$200 stel-
le, wie von ihm gemachte Versuche ergeben hätten.
Dr. Guilherme Medina befürwortet, eine Herabset-
zung des Einfuhrzollens auf Dynamit zu erwirken.

Nach Schluß der Sitzung begaben die Kongreß-
mitglieder sich, wie bereits gestern berichtet, nach
der landwirtschaftlichen Schule, wo sie sowohl die-
se wie die Versuchsfelder eingehend besichtigten.

Am Abend fand die dritte Sitzung statt. Der Kon-
greß nahm das von der betreffenden Kommission
vorgelegte Gutachten über die Ameisenverteilung
an. Der Direktor des agronomischen Instituts em-
pfahl den Pflanzern, sich in allen Fällen der Dün-
gung vorher an das Institut zu wenden und von ihm
Rat einzuholen. Dr. Misson, Direktor der Viehzucht-
abteilung des Ackerbausekretariats berichtete über
die Verheerungen, welche die so weit verbreitete
Krankheit „Tristeza“ unter den Rindviehbeständen
anrichtet, und die Erfolge, welche er bei ihrer Be-
kämpfung mit der Immunisierung erzielte. Die Im-
munisierung bildet nach seiner Ansicht das geeig-
neteste Vorbeugungsmittel.

Der Kongreß erledigte in dieser Sitzung alle Ar-
beiten des Programms. Auf Vorschlag João Pedro
de Jesus begaben sich die Kongreßmitglieder nach
dem Absteigequartier des am Nachmittage von S.
Paulo eingetroffenen Ackerbausekretärs Dr. Paulo
de Moraes Barros, um ihn zu begrüßen. Darauf fand
in der Volkuniversität ein sehr animierter Ball statt.

Heute vormittag fuhren die Kongreßmitglieder in
Gesellschaft des Ackerbausekretärs und zahlreicher
anderer Geladener im Sonderzuge nach der Fazenda
Paraizo des Pflanzers Julio Conceição, wo sie eine
detaillierte Besichtigung des umfangreichen Betrie-
bes vornehmen werden. An die Besichtigung wird
sich ein solennes Festmahl schließen, worauf die
Rückfahrt nach Piracicaba angetreten wird.

Hafenverkehr. In den Monaten Januar-No-
vember dieses Jahres wurden über Santos Waren
im offiziellen Werte von 457.175:797\$000 ausgeführt,
was im Vergleich zu denselben Monaten des vori-
gen Jahres eine Zunahme von 40.169:737\$000 be-
deutet. Eingeführt wurden in denselben elf Mona-
ten Waren für 222.047:307\$000 oder um
47.828:289\$000 mehr als in derselben Periode des
Jahres 1911. Hauptsächlichste Anfuhrartikel sind
an der Gesamtsumme wie folgt, beteiligt:

	1911	1912
Kaffee	414.009:715\$000	454.717:446\$000
Gummi	226:643\$000	160:937\$000
Kleie	1.530:305\$000	554:497\$000
Bananen	728:795\$000	1.139:904\$000

In den elf Monaten wurden 7.660.876 Sack Kaffee
ausgeführt gegen 7.621.591 Sack in der Vergleichs-
periode des Vorjahres.

An der Ein- und Anfuhr über Santos waren die
einzelnen Länder wie folgt beteiligt:

Deutschland	42.781:684\$000	39.631:213\$000
England	50.326:335\$000	4.432:757\$000
Ver. Staaten	29.124:132\$000	420.149:608\$000
Italien	22.366:026\$000	4.756:064\$000

Argentinien	19.204:994\$000	5.665:195\$000
Frankreich	17.536:001\$000	23.109:695\$000
Oesterr.-Ungarn	3.396:834\$000	22.124:418\$000
Belgien	12.412:217\$000	8.682:232\$000
Holland	—	33.748:572\$000
Spanien	—	2.835:035\$000
Schweden	—	3.594:472\$000
Portugal	8.741:379\$000	—
Andere Länder	16.157:690\$000	2.189:459\$000

In diesen Monaten wurde der Hafen von Santos
von 1615 Schiffen angelaufen mit zusammen . . .
3.856.764 Tonnen gegen 1495 Schiffe mit 3.469.228
Tonnen im Jahre 1911. Der Nationalität nach wa-
ren diese Schiffe:

	1911	1912
Brasilianer	529	579
Englische	375	398
Italiener	181	165
Deutsche	120	158
Französische	113	112
Holländische	57	51
Oesterreich-Ungarische	52	65
Spanische	27	30

Total 1.495 1.615

Durch das leidige Spielen mit Schuß-
waffen ist wieder ein furchtbares Unglück ange-
richtet worden. Am Donnerstag morgen hantierte
der 11jährige Sohn Gastão des in der Rua Auro-
ra 157 wohnhaften Kapitalisten Josias de Almeida
mit einem Flaubert-Gewehr, als der Schuß den noch
im Bette liegenden dreijährigen Adhemar traf. Die
Kugel ging durch das linke Auge und trat auf der
selben Seite des Kopfes wieder heraus. Es besteht
wenig Hoffnung, das so schwer verletzte Kind am
Leben zu erhalten.

Ueber einen skandalösen Fall wird aus
Lagado berichtet. Es heißt, daß das Personal des
dortigen Sanitätsdienstes seinen Posten verlassen
hat, so daß fünfzehn Pockenranke nun ohne alle
Hilfe daliegen. Wohin die Herrschaften sich gewen-
det haben, wird nicht gesagt, aber es ist anzuneh-
men, daß sie sich in dem eine halbe Stunde von
der Staatshauptstadt entfernten Lagado gelangweilt
haben und deshalb nach São Paulo zurückgekehrt
sind, um sich hier zu amüsieren. Der Direktor des
Sanitätsdienstes wird die Sache untersuchen.

Rio Doce-Bahn. In dem Vertrage, den die
Staatsregierung von Minas mit dem Coronel José
Cactano Pinnetel über den Bau der Bahn von Res-
plendor nach Urucu abgeschlossen hat, ist dem Un-
ternehmer beziehungsweise der von ihm zu grün-
denden Gesellschaft auch eine große Landkonzes-
sion gewährt worden. Die Regierung stellt 36.000
Hektar herrenloser Ländereien am linken Ufer des
Rio Doce im Munizip Pecanha zur Verfügung, und
zwar in vier Abschnitten von je 9000 Hektar. Daß
die Gegend sich zur Kolonisation eignet, beweist
die vor zwei Jahren gegründete Kolonie Julio Bueno
bei Resplendor an der Victoria-Diamantina-Bahn,
dem Ausgangspunkt der neuen Bahn. Diese Kolonie
zählt bereits 2000 Einwohner, darunter 800 arbeits-
fähige männliche Personen, und hatte in diesem
Jahre schon einen bedeutenden Export von Mais,
Bohnen, Reis und von Edelhölzern zu verzeichnen.
Zuckerrohr ist in großem Maßstabe angepflanzt wor-
den, und um die lohnende Verwertung zu gewähr-
leisten, wurde eine moderne Zuckerfabrik erbaut,
die auf eine Tagesleistung von 200 Sack einge-
richtet ist. Außerdem ist die Kakaokultur in An-
griff genommen worden, für die Boden und Klima
sich eignen. Wenn die Unternehmer der neuen
Bahn sich ernstlich um die Kolonisation bemühen,
werden auch sie gute Erfolge erzielen, zumal ihnen

die Staatsregierung für die Kolonien alle Vergünstigungen gewährt, die sie ihren eigenen Siedelungen zu Teil werden läßt.

Hafenanlagen in Santos. Die Erledigung des Hafenprojektes wird mit Hochdruck betrieben und es wird so der Beweis erbracht, daß unsere Deputierten, wenn wirklich ein Interesse vorliegt, auch bei einer höllischen Hitze arbeiten können. Mit der Bundesregierung habe man die Sache bereits besprochen und die weitgehendste Zustimmung sei von ihrer Seite gewiß. Dies wird von einigen Blättern mit einer Wichtigkeit mitgeteilt, die deutlich erkennen läßt, daß gewisse Kreise eine andere Haltung der Bundesregierung erwartet haben. Aber mit welchem Grunde denn? Die Bundesregierung hat noch niemals die Absicht verraten, São Paulo zu schikanieren, und am allerwenigsten kann man dem Verkehrsminister, auf den es bei dieser Angelegenheit ankam, den Vorwurf machen, daß er São Paulo feindlich sei. Durch solche kleine Zwischenbemerkungen oder durch ein solches Sichverwundern wird ganz überflüssigerweise auf die Spannung hingewiesen, die zwischen dem Staate und dem Bunde besteht; dabei wird aber verschwiegen, daß diese Spannung eine politische und keine wirtschaftliche ist. Oder sind vielleicht gewisse Leute überhaupt nicht instande, zwischen der Politik und zwischen der Wirtschaft zu unterscheiden. Fast muß man diesen Eindruck bekommen. — Der Bund ist ebenso wie der Staat daran interessiert, daß der Hafenverkehr in Santos geregelt und erleichtert werde. Nach einer kürzlich veröffentlichten Statistik nimmt der Bund durch das Zollamt in Santos recht nette Summen ein. Dieses Jahr werden sich diese Einnahmen auf 80 Millionen belaufen. Wenn der Hafenverkehr nun erleichtert wird, dann wird das Verkehrsvolumen noch größer werden und der Bund noch mehr einnehmen. Demnach muß sich die Bundesregierung doch darüber freuen, daß São Paulo ihre Interessen fördert, und die Befürchtung, sie könnte aus reiner Bosheit dem Staate Schwierigkeiten machen, ist doch recht kindisch.

Was sagt aber die Hafengesellschaft zu dem neuen von allen Seiten mit der größten Freude begrüßten Plan? Diese Frage wurde sofort nach der Einbringung des betreffenden Projektes laut. Die Herren Guinle und Gaffree sind nicht Leute, die ein Spielchen aufgeben, bevor sie nicht alle Mittel versucht haben, um es zu gewinnen, und deshalb ist zu erwarten, daß sie alles tun, was in ihrer Macht steht. Diese Macht ist nicht klein, denn die Herren haben Geld und Geld regiert die Welt. Es heißt nun — und dies klingt sehr glaubwürdig —, daß die Hafengesellschaft einige Herren nach São Paulo geschickt habe, um sich hier mit Personen, die etwas bedeuten, zu verständigen. Diese Herren sollen über ein Kleingeld von vier- bis fünftausend Contos verfügen, das sie zur Erreichung ihres Zweckes rollen lassen möchten. Man spricht schon von einer großen „journalistischen Operation“ und ähnlichen Mitteln, die, wenn sie der großen Allgemeinheit auch nicht bekannt sind, doch nicht zu den Seltenheiten gehören. — Nach dieser Meldung, deren Wahrheit wir nicht bezweifeln können, ist zu erwarten, daß schon in den nächsten Tagen das erstaunte Publikum, wenn auch nicht aus dem redaktionellen Teil, so jedenfalls doch aus der „secção livre“ einiger Blätter erfahren wird, daß die so oft angegriffene Hafengesellschaft ein Engel der Unschuld und ein wichtiger Faktor des Fortschrittes sei, denn vor dem Mammon ist kein Ding unmöglich. Auch die Vertreter der öffentlichen Meinung sind einer „besseren Einsicht“ zugänglich, sobald man ihnen mit einem Finger ihre Fehler zeigt,

der mit einigen farbigen Lappen unwickelt ist. Ob dieses aber etwas nützen wird oder nützen kann, das ist eine andere Frage, denn die Autoritäten scheinen die allerbeste Absicht zu haben, diesmal hart zu bleiben.

Propaganda in Europa. Der Chef des brasilianischen Bureaus für Propaganda und Informationen, Herr Dr. Delphin Carlos, ist in Rio de Janeiro angekommen, um mit dem Landwirtschaftsminister Rücksprache zu nehmen. Er hat sich, darum gefragt, über die Propaganda ausgelassen und manche recht interessante Punkte berührt, auf die wir, da es uns heute an Raum fehlt, in der nächsten Nummer ausführlicher zurückkommen werden.

Mädchenhandel. Das englische Parlament hat, wie bereits berichtet, für die Kaften und Mädchenhändler die Körperstrafe eingeführt. Dieses Gesetz hat eine wunderbare Wirkung ausgeübt. Am 13. sollte es in Kraft treten und schon am 12. haben zahllose Kaften die englische Hauptstadt verlassen und sich nach Paris begeben, wo sie von der Polizei aber recht lieblos empfangen wurden. Dieser Erfolg der Engländer hat auf die anderen Gesetzgeber einen tiefen Eindruck gemacht und es ist nicht ausgeschlossen, daß auch noch andere Länder, um von dieser Plage loszuwerden, ebenfalls zur Körperstrafe greifen. Unter diesen Ländern dürfte sich auch Argentinien befinden. Buenos Aires steht als Mittelpunkt des Mädchenmarktes in dem schlechtesten Rufe und die Argentinier haben jetzt den besten Wunsch, ihre Hauptstadt moralisch zu sanieren, damit sie wieder einen anständigen Ruf bekomme. Ahmt aber Argentinien England nach, dann werden unsere Großstädte, die jetzt schon unter der Kaftenplage sehr viel zu leiden haben, von dieser Sorte förmlich überschwemmt werden. Man sieht dieses kommen und sinnt schon nach Abwehrmaßnahmen, denn die bestehenden dürften sich kaum als genügend erweisen. Sollte Brasilien auch die Prügelstrafe einführen? Diese Frage wird schon gestellt, aber fast immer verneinend beantwortet. Man stellt sich in der Regel auf den Standpunkt, daß eine solche Strafe von der Bundesverfassung verboten sei, aber dieses ist nicht der Fall. Die Verfassung untersagt nur die Todesstrafe (Spezialfälle im Kriegszustand ausgenommen) und lebenslängliche Todesstrafe. Inbetreff der Prügelstrafe enthält die Verfassung keine Bestimmungen, aber wohl das Strafgesetzbuch, das in dem Art. 44 bestimmt, „entehrende Strafen sind abgeschafft“, und die Prügelstrafe wird nun einmal unter den „penas aviltantes“ gerechnet; aber das Strafgesetzbuch ist nicht die Verfassung. Der Kodex ist schon öfters ergänzt und verbessert worden (wir verweisen nur auf die Streikartikel) und so kann der Bundeskongreß sehr leicht der Regierung die Erlaubnis erteilen, den betreffenden Artikel dahin zu ergänzen, daß für die Kaften eine entehrende Strafe bestehen dürfe. Damit würde man mehr erreichen als mit den Ausweisungen und gegen die Menschlichkeit wäre in keiner Weise gesündigt, denn den Herren Kaften darf man getrost verschiedene Menschenrechte absprechen. Würden all die Länder, die dafür in Frage kommen, die Kaften über den Bock spannen, dann wäre die Welt von dieser Plage sehr bald befreit, denn der Mädchenhandel ist kein Verbrechen, das sich durch eine pathologische Veranlagung, einen unglücklichen Zufall oder die Macht der Verhältnisse erklären ließe. Jeder Kaften ist ein boden-gemeiner Kerl und als solcher soll er auch behandelt werden.

Der Polizeiaгент Miguel Cardoso, der an Bord der „Iris“ in Santos verhaftet wurde, ist in Rio de Janeiro wieder auf freien Fuß gesetzt wor-

den. Dieser Polizeiaгент wird bekanntlich beschuldigt, daß er seine Stellung dazu benutzt habe, eine große Diebesbande zu organisieren. Der fluminenser Polizei genügte seine Behauptung, daß die Anklage gegen ihn erlogen sei, um ihn wieder freizulassen.

Allgemeine Wehrpflicht. Der Kriegsminister, General Vespasiano de Albuquerque, will das schon längst angenommene Gesetz der allgemeinen Wehrpflicht durchführen. Der Generalinspektor des neunten Militärbezirkes mit dem Sitze in São Paulo hat auf Grund eines von dem Minister erhaltenen Befehles angeordnet, daß die zur Vornahme der ersten Auslosung notwendigen Listen fertiggestellt werden. Man hat schon öfters gehört, daß das Gesetz der Wehrpflicht durchgeführt und die Anlosung vorgenommen werden soll, aber es ist bisher noch immer bei dem Willen geblieben. Diesmal scheint aus der Sache doch etwas werden zu wollen.

Automobilisten. Daß unter den Lenkern der Kraftwagen sehr viele Frechlinge zu finden sind, ist schon längst bekannt, und zu diesen gehört auch ein gewisser José Ortega, der das Auto Nr. 792 steuert. Dieser Wagen kam am Montag morgen um halb fünf Uhr mit voller Kraft die Rua das Palmeiras heraufgefahren. In dem Vehikel saßen ein junger Mann und eine Halbweltlerin, die jedenfalls von einem nächtlichen Ausflug zurückkehrten. Auf dem Largo de Santa Cecilia stieß das Auto gegen einen Pfosten und wurde schwer beschädigt. Von den drei Insassen des Wagens wurde kein einziger verletzt und sie sprangen heraus, um den Schaden zu mustern. Der diensttuende Polizist eilte, wie es seine Pflicht ist, auch herbei, um im Notfalle Hilfe zu leisten. Aber er wurde vom Chauffeur angeschrien: „Du warst der Schuldige! Du warst nicht auf deinem Posten, um mir die freie Bahn zu zeigen!“ Bevor der so angepöbelte Polizist auch nur ein Wort sagen konnte, schlug der Chauffeur ihm ins Gesicht. Der Passagier sprang noch dem Chauffeur bei, der so ermutigt seinen Revolver zog und den Polizisten nochmals anbrüllte: „Wenn du dich rührst, dann schieße ich dir die sechs Kugeln ins Gehirn.“ Daß kein weiteres Unglück geschah, war nur den Mädchen zu verdanken, das dem Chauffeur in die Arme fiel und ihm so zurückhielt, von der Waffe gegen den vollkommen unschuldigen Polizisten Gebrauch zu machen. — Nach dieser Heldentat bestiegen die Nachtschwärmer wieder ihr Auto, das trotz der Beschädigung noch fahren konnte, und fuhren davon. Der mißhandelte Polizist vermochte aber die Nummer des Wagens festzustellen. — Bei dieser Gelegenheit können wir nicht unterlassen, eine schon früher gemachte Bemerkung zu wiederholen. Unsere Polizei ist physisch nicht aus dem besten Menschenmaterial zusammengesetzt. Unter den Polizisten sieht man mehr schwache als starke Leute, und das ist ein großer Fehler. Der Polizist muß schon durch sein Aussehen Respekt einflößen: einem starken Manne wird so ein Flege! von Chauffeur nicht mit dem Schießseisen vor der Nase herumgeführt. Für den Fall aber, daß es doch einer wagen sollte, müßte jeder Schutzmann so kampfesgeübt sein, um dem Angreifer vor dem Abdrücken der Waffe den Arm niederzuschlagen. Ein Polizist, der seinem Berufe gewachsen ist, hätte nach der erhaltenen Ohrfeige nicht mehr gewartet, bis der Chauffeur seinen Revolver zieht, sondern er hätte ihn entweder mit einem Schlag unter das Kinn oder durch einen Tritt in den Magen kampfunfähig gemacht. — Hier hat man der Polizei wohl einen guten Unterricht gegeben, dieser aber ersetzt nicht die physische Kraft, die man gegen solche

Elemente wie den Chauffeur Ortega und seinen Passagier unbedingt anwenden muß. Man sollte für den Nachtdienst solche Leute nehmen, wie man sie in den riograndenser Städten sieht, und dann möchten wir wissen, ob nach einem Monate es jemanden noch einfallen würde, die Polizei anzupöbeln.

Eine wichtige Entdeckung. Es zirkuliert das Gerücht, daß der paulistaner Polizei eine wichtige Entdeckung gelungen sei. Man habe erfahren, daß im Staate São Paulo nicht weniger als 27 anarchistische Vereine bestehen, die sich über das ganze Kaffeegebiet verteilen, und diese sollen schon jetzt dafür wirken, daß ein großer Streik der Landarbeiter zustande komme, und zwar während der nächsten Kaffee-Ernte. Alles schon dagewesen. Als Meyer-Pelegrini in Argentinien sein reaktionäres „Gesetz der sozialen Verteidigung“ in der Kammer einbrachte, da entdeckte man in Buenos Aires Anarchisten in Menge; im Colon-Theater explodierte eine Bombe, deren Sprengladung nicht so stark war, daß etwas hätte zerstört werden können, und gleich darauf fand man vor dem Polizeipalast eine weitere Bombe vom selben Kaliber. Jetzt, wo Herr Adolpho Gordo in der Bundeskammer ein dem Peligrinischen Gesetz ähnliches Monstrum verteidigt, muß natürlich auch unsere Polizei „Entdeckungen“ machen. Den friedlichen Bürgern wäre es aber entschieden viel lieber, wenn die Polizei an Stelle der phantastischen 27 Anarchistenvereine die Mörder entdeckte, die ihr durch die Finger gerutscht sind und deren Zahl mehr als 27 beträgt. So sollte sie die Herrschaften Gaeta, Roscogni, Trivella, Visme und Donato entdecken, die in der Hauptstadt Morde verübten und sich noch im Staate anhalten dürften. Wenn man schon eine Verschwörung aufdecken kann, dann muß man findig sein, und bei einiger Findigkeit darf es nicht schwer fallen, Leute zu fassen, von welchen man Photographien besitzt.

Vom Steuersäckel. Nach einer offiziellen Statistik hat der Bund im vorigen Jahre im Staate São Paulo im ganzen 106.068:73\$922 eingenommen. Davon entfallen 72.786:20\$431 auf das Zollamt in Santos, 16.222:29\$8611 auf die Steuerzahlstellen und 2.857:931\$585 auf die Post. Dieses Jahr sind die Einnahmen bedeutend größer und man kann sie ruhig auf 120.000:000\$ schätzen. Der Staat hat seinerseits wieder mehr als 100 Millionen eingenommen und die Einnahmen der Municipien betragen schätzungsweise mehr als 30 Millionen. Damit hätten die Paulistaner in diesem Jahre an Bundes-, Staats- und Munizipalabgaben mehr als 250 Millionen aufgebracht. Diese Summe will verdient sein.

Projekt Washington Luiz. Es verlautet — und das klingt sehr glaubwürdig —, daß der Antrag des Staatsdeputierten Herrn Dr. Washington Luiz betreffend die Einführung der Gefangenearbeit noch in diesem Jahre ein zustimmendes Gutachten erhalten werde. Zur Annahme wird es wohl nicht mehr kommen können, denn das Jahr ist ja bereits zu Ende. Es handelt sich hier auch nicht um ein Gesetz, das in aller Eile durchgepeitscht werden kann, sondern mit Ruhe und Ueberlegung durchberaten werden muß, denn es soll ja vor allen Dingen festgestellt werden, ob es überhaupt zu der Kompetenz der Staaten gehört, Strafänderungen vorzunehmen. — Bei der Diskussion soll zu dem Projekte des Ex-Justizsekretärs ein Ergänzungsantrag gestellt werden betreffend die Arbeit verurteilter Frauen und Minderjähriger.

Landwirtschaftlicher Kongreß in Piracicaba. Die Kongreßmitglieder begaben sich vorgestern, wie bereits kurz mitgeteilt, im Sonderzug nach der Fazenda Paraizo des Herrn Julio Conceição, wo sie von dem Besitzer, den Herren von

der Verwaltung und zahlreichen Kolonisten festlich empfangen wurden. Zunächst wurden die Räume besichtigt, in welchen die von der Regierung kürzlich errichteten Schulen für die Kolonistenkinder untergebracht sind. Herr Julio Conceição hielt bei der Gelegenheit eine Ansprache an seine Gäste und erklärte das Schulgebäude als Staatseigentum. Schließlich brachte er Vivas auf die Bundes- und die Staatsregierung aus. Der Vertreter des Landwirtschaftsministers auf dem Kongreß sprach namens der Bundesregierung seinen Dank aus und hob die Bedeutung des landwirtschaftlichen Elementarunterrichts hervor.

Darauf verlas Herr João Pedro de Jesus im Auftrag des Herrn Julio de Conceição einen ziemlich umfangreichen Bericht über die beiden Fazendas Paraizo und São Lourenço — Herr Conceição ist auch Besitzer der letzteren — und die hauptsächlichen Kulturen. Schließlich ergriff der Ackerbau-sekretär Herr Dr. Moraes Barros das Wort und dankte namens der Staatsregierung Herrn Conceição für die Schenkung des Schulgebäudes. Sodann fand die Einweihung der Fischzuchtanlagen und einer eisernen Brücke statt, welche die Fazenda mit der Bahustation verbindet. Nachdem man noch die ausgedehnten Obstbauanlagen eingehend besichtigt, fuhr man in Automobilen nach der benachbarten Fazenda São Lourenço. Nach Einnahme eines Frühstücks, welches kräftig mit Sekt begossen wurde, fuhr man nach Paraizo zurück. Hier wurden noch die Maschinenanlagen einer Besichtigung unterworfen und dann ging man an die Hauptarbeit des Tages, der Würdigung der kulinarischen Genüsse, welche die Munizipalkammer von Piracicaba spendete. Während des Essens spielte ein gutes Orchester auf. Beim Dessert sprach das Kongreßmitglied Herr Dr. Souza Campos, der der Familie Conceição viel Schmeicheles sagte und auf dieselbe einen Trinkspruch ausbrachte.

Nachts nach 9 Uhr wurde in fröhlichster Stimmung die Rückreise nach Piracicaba angetreten.

Gestern war die Schlußsitzung des Kongresses, in welcher auch der Ort der Tagung des nächsten Kongresses bestimmt wurde, worüber aber bei Schluß der Redaktion noch keine Nachricht vorlag.

Eisenbahn: Falls nicht unvorhergesehene Hindernisse eintreten, wird die Verlängerungstrecke der Bragantina-Bahn, welche bis an die Grenze von Minas führt, am 1. Januar n. J. dem Verkehr übergeben werden. Schon am 4. ds. traf der erste Arbeitszug auf der Endstation Vargem ein, welche dicht an der Grenze liegt.

Ueber die Besserungskolonie auf der Insel Dois Rios erzählt ein gewisser Pedro Alves de Assis haarige Dinge. Dieser Neger, in den Verbrecherkreisen unter dem Spitznamen „Moleque Genebra“ bekannt, hat wegen verschiedener Vergehen längere Zeit auf der genannten Insel verbracht und da will er die größten Martern erduldet haben. Die Peitsche sei auf der Kolonie sehr im Gebrauch, die Strafen direkt barbarisch und häufiger als das tägliche Brot. Das Verwaltungs- und Sicherheitspersonal setze sich aus lauter Beslen zusammen; die hohen und niederen Beamten seien alle perverse Individuen, welchen es Vergnügen bereite, die Gefangenen wegen des geringsten Vergehens oder Versehens zu quälen. Daß die Beamten der Besserungsinsel den Gefangenen nicht mit breiten Palmenwedeln Kühlung zufächeln, sondern sie recht derbe, vielleicht auch zu derbe anfassen, das wußte man schon längst, aber solche Dinge, wie sie der Moleque Genebra erzählt, hat man doch nicht zu hören erwartet. Sollte das alles wahr sein, was der

Verbrecher bekanntgibt, dann müßte die Regierung Maßnahmen treffen, damit die Schuldigen ihre Strafen bekommen. Zu einer oppositionellen Agitation gegen die Regierung scheinen uns die Erzählungen des Schwarzen aber nun doch nicht geeignet zu sein, und es wäre beklagenswert, wenn eine solche Agitation Platz greifen würde. Man soll als Beamter auch unter dem Auswurf Mensch bleiben, aber man darf doch wieder nicht verhehlen, daß dies sehr schwer fällt. Der Beamte oder Offizier, der auf der Strafkolonie seinen Dienst zu versehen hat, ist ebenfalls gestraft, und wenn man von ihm auch Selbstbeherrschung verlangen muß, so darf es doch wieder niemanden zu sehr verwundern, wenn diesen Leuten die Geduld ausgeht und sie wirklich zu solchen Tyrannen werden, wie sie der Moleque Genebra schildert.

Straßensprengung. Der Himmel meint es zu gut mit uns. Er ist so klar und heiter, daß ein Reiseschriftsteller daran seine Freude haben muß. Wir, die wir nicht Durchreisende, sondern Bleibende sind, sehen aber auch die andere Seite dieser himmlischen Güte, und diese ist mißlicher angenehm. Die Hitze beginnt unausstehlich zu werden, aber weniger unausstehlich, weil sie eben Hitze ist, sondern deshalb, weil sie den Staub, den der letzte Regen in den Rinnsteinen der verschönerten Stadt zusammen gespült hat, wieder sehr schnell trocken werden läßt. Jedes Auto — und deren gibt es nun beinahe elfhundert —, jeder Straßenbahnwagen und jede Kutsche wirbelt eine ganze Staubwolke auf, die impertinent in alle Läden, alle Säle und alle Zimmer dringt und unsere gottähnlichen Gesichter mit einer solchen Schicht bedeckt, daß wir so aussehen wie die Sphinx in der ägyptischen Wüste. Die Hitze treibt uns den Schweiß aus allen Poren, der durch dieselbe Hitze vermehrte Staub deckt dagegen die Poren zu und deshalb befindet man sich des Abends in einem Zustand, der durch den Wunsch, aus der Haut zu fahren, charakterisiert wird. Wie die Lunge dabei aussehen mag, das wäre interessant zu wissen, denn die muß jeden Tag und jede Stunde neue Ladungen von Bazillen aufnehmen. Wenn des Nachmittags dann ausnahmsweise ein frisches Lüftchen entsteht, und ein kühlender Zug durch die Straßen geht, dann denken wir uns nach dem riograndenser Meeresstrand zurückversetzt. Wie dort der weiße Sand, vom Winde getragen, phantastische Tänze aufführt, so tanzt hier der Staub; er tanzt bis zum letzten Stockwerk hinauf und dringt durch die schmalste Spalte in den tiefsten Keller, und, sogar über die Dächer hinwegtanzen, bedeckt er die zukünftige Millionenstadt als eine einzige Wolke, so daß die Stadtväter die großartigsten Verschönerungspläne in ihrem Schatten entwerfen können.

Die Bevölkerung hat schon wiederholt nach Straßensprengung verlangt, aber die Präfektur hat immer wieder ihre Ausreden gehabt. Zuletzt hieß es, daß Herr Duprat in Europa Sprengautomobile anschaffen werde und dann werde die Staubplage ein Ende gefunden haben. Die Autos kamen. Es waren fünf große Wagen, von welchen ein jeder 10.000 Liter Wasser aufnehmen konnte. Sie kamen, wurden besehen und — in den Schuppen gestellt. Man sprach nicht einmal von ihnen, man rührte nicht die Reklametrommel, alles blieb ruhig und die Staubplage blieb, wie sie schon seit Jahren gewesen ist — unausstehlich. Von verschiedenen Seiten ist an die Präfektur ganz diskret die Frage gerichtet worden, warum die Sprengautos denn nicht verwendet werden, aber man hat keine Antwort erhalten. Jetzt ist nun den Vermutungen Raum gegeben, und so hört man den einen sagen, daß die Autos, die zusammen ca. 100 Contos de Reis ge-

kostet haben, deshalb nicht verwendet werden könnten, weil man hier kein Personal habe, das mit solchen Maschinen umzugehen wüßte. Das kann aber nicht stimmen, denn unter den vielen Mechanikern, die sich hier in allen Zweigen des beruflichen Lebens betätigen, müssen doch einige zu finden sein, die darüber belehren können, wie man die Maschinerie eines solchen Autos handhabt. Andere sagen wieder, daß die Autos deshalb dazu verurteilt seien, in einem Schuppen zu verrotten, weil die Wasserleitung nicht genügend Wasser liefere, um täglich mehrere hunderttausend Liter für die Straßensprengung verwenden zu können. Aber auch das kann nicht stimmen. Die Flüsse Tieté und Tamanduatehy haben Wasser genug, und unsere Präfektur ist doch hervorragend pumptüchtig. Wenn sie einen Pump von 45 Millionen anlegen kann, dann muß sie auch eine Pumpe anlegen können, die die 40.000 Liter fassenden Behälter der Autos füllt. Warum tut sie das nicht? Aus dem einfachen Grunde, weil die Herren für die Bedürfnisse der Bevölkerung auch keinen Schimmer von Verständnis haben. Sie lassen die Stadt im Staube ersticken und die Sprengautos im Schuppen verrotten — sie „verschönern“ nur und lassen sich, weil sie per Zufall in der besten Periode am Ruder sind, die besten Verwalter nennen, obwohl das Gegenteil der Fall ist, denn eine so bummelige Verwaltung wie die des Herrn Baron Duprat haben wir wirklich noch nie erlebt.

Eine neue Landgesellschaft. In der Hauptstadt hat sich unter dem Titel Companhia Suburbana Paulista mit 768 Contos Kapital ein Unternehmen gebildet, das einen großen Landkomplex bei Osasco zum Zwecke seiner „Valorisierung“ und Exploitation erworben hat. Der Komplex besteht aus den Besitzungen Rio Pequeno, Villa Campezina und Invernada Grande. Der Gesellschaft gehören n. a. als Aktionäre an Dr. Francisco Ferreira Ramos, Dr. Ramos Azevedo, Alexandre Siciliano, Coronel Paulino Nogueira, Coronel Arthur Diederichsen, Hugo Arens, Dr. Richard Stanislas Lacourrière, Companhia Materiaes para Construção, Dr. Gabriel Dias da Silva, Dr. Walter Seng, Emelino Matarazzo und Walter Newbald Walmsley.

Eine großartige geschichtliche Entdeckung hat Herr Carlo Parlagreco gemacht, der für ein hiesiges Abendblatt aus Rom Korrespondenzen schreibt. Preußen habe im Jahre 1866 das Erzherzogtum Oesterreich annektieren wollen. Das ist allerdings eine Entdeckung, die dem betreffenden Herrn als Geschichtsforscher alle Ehre macht. Seine andere Entdeckung ist aber nicht schlechter. Seit dem Zusammenbruch des napoleonischen Kaiserreichs ringen zwei Mächte um den Vorrang in Europa: der Pangermanismus und der — nun fällt nicht auf den Rücken! — der Panslawismus. Unseres Wissens besteht auch noch England, das für sich den Vorrang beansprucht, und zwar nicht nur in Europa, sondern in der ganzen Welt. Der Panslawismus war zur Zeit des großen Zusammenbruchs des napoleonischen Kaiserreichs überhaupt noch nicht vorhanden, denn er ist erst in diesen letzten Jahren in Erscheinung getreten. Die Vorherrschaft in Europa gehört vorläufig noch gar nicht zu dem Programm des Panslawismus, der erst daran arbeiten muß, die Rassegenossen unter einen Hut oder mindestens unter ein Dach zu bringen und dabei ist er noch nicht über klingende Reden hinausgekommen. Der Panslawismus ist noch so schwach, daß in Rußland, das doch über hundert Millionen Slawen hat, kein einziger Vertreter dieser Richtung in der Duma sitzt. Und die Handvoll Schreihälse, über die man im Auslande lacht und in Rußland sich ärgert, sollen die Vorherrschaft in Europa ausüben!

Staatsanleihe. Der Staat São Paulo wird im Auslande eine große Anleihe aufnehmen, um seine schwebende äußere wie innere Schuld zu konsolidieren. Die Regierung habe bereits ein sehr günstiges Angebot, sodaß nach der neuen Anleihe der Staat weniger Zinsen zu zahlen haben werde als jetzt. Der Kongreß wird dieser Tage der Regierung die Erlaubnis erteilen, diese Finanzoperation vorzunehmen.

Landwirtschaftlicher Kongreß. Gesternabend fand die Schlußsitzung statt. Es wurden alle zur Diskussion gestellten Resolutionen angenommen. Der Direktor des agronomischen Instituts gab bekannt, daß er mit der Anfertigung einer Bodenkarte beschäftigt sei, welche den Pflanzern voraussichtlich als gute Unterlage für die Düngung dienen werde. Von Wichtigkeit ist ein auf Antrag João de Jesus' gefaßter Beschluß, der die Aufhebung der veränderlichen Bahntarife zum Gegenstand hat. Das Präsidium wird den Beschluß zur Kenntnis der Verkehrsminister bringen und ihn bitten, die Aufhebung zu bewirken.

Das Arbeitsprogramm des nächsten Kongresses, der in Jahú zusammentreten wird, wurde wie folgt festgesetzt:

- 1) Verwendung des Dynamits bei der Bodenbearbeitung;
- 2) Polykultur unter besonderer Berücksichtigung des Zuckerrohr- und Baumwollbaues;
- 3) Landwirtschaftliche Buchführung!
- 5) Landwirtschaftliche Genossenschaften;
- 6) Viehzucht; a) Viehkrankheiten, b) Zuchtwahl und Kreuzung;
- 7) Landwirtschaftliche Chemie; Bodenanalyse;
- 8) Einwanderung und Kolonisation;
- 9) Landwirtschaftliche Hygiene; Hygiene des Viehs und der Stallungen.

Der Vorsitzende sprach schließlich seine Befriedigung über das Ergebnis der Verhandlungen aus und stattete seinen Dank liebenswürdiger Aufnahme aus, welche die Kongreßmitglieder in der schönen Stadt Piracicaba gefunden haben. Mit anerkennenden Worten gedachte er auch der freundlichen Aufnahme, welche den Kongreßmitgliedern auf den Fazendas aPraizo und S. Lourenço zuteil geworden.

Stadtverschönerung. Mit der Stadtverschönerung ist es so wie mit einem Knäuel: je mehr man entwirrt, desto verwickelter wird die Geschichte und es ist gar nicht ausgeschlossen, daß unseren eifrigen Aestheten eines schönen Tages die Geduld ausgeht (das Geld wird ja so wie so ausgehen) und sie plötzlich das Bedürfnis empfinden, nach Europa zu reisen. Kaum ist ein Plan ausgesprochen worden, da taucht auch schon ein anderer auf, der, wenn auch nicht besser, so doch auf jeden Fall etwas kostspieliger ist als der erste. Dieser Wirrwarr hat zwei Erklärungen. Erstens gibt es zuviel Leute, die von den Lebendigen nehmen, weil sie von den Toten nichts bekommen —, die die Stadtverschönerung als eine gute Gelegenheit benutzen, um sich zu bereichern. Die meisten Grundbesitzer sind der Ansicht, daß die Stadtverschönerung keinen Sinn habe, wenn man ihnen nicht ein Grundstück abkaufe und natürlich sehr gut bezahle. Diese sind die treibenden Kräfte, die dafür wirken, daß immer neue Pläne entstehen. Bringen sie selbst die neuen Pläne nicht auf, dann lassen sie diese durch ihre guten Freunde lanzzieren und selbstverständlich unter der verführerischen Marke „für das allgemeine Wohl“. Diese Herrschaften sorgen dafür, daß die Pläne immer zahlreicher werden und der eine dringender ist als der andere. Die andere Ursache aber ist die, daß man aus dem Stadtzentrum auch beim besten Willen nichts ganz besonderes machen kann. Der

Platz ist zu eng. Auf der einen Seite haben wir die Varzea, auf der anderen den Valle Anhangabahu, und der schmale Berg zwischen ihnen beiden, auf dem das alte São Paulo gebaut wurde, ist für die neuen Bedürfnisse viel zu klein. Erweitert man die eine Straße, dann muß die andere eng bleiben; erweitert man sie alle, dann bleibt schließlich nichts mehr übrig und eine Straße ist doch wohl nur dann eine Straße, wenn sie von beiden Seiten von großen Häusern eingerahmt wird. Mit diesem Umstand sollte gerechnet werden und man sollte sich eines Planes entsinnen, von dem vor einigen Jahren die Rede war. Wer den Gedanken anregte, wissen wir nicht, aber es wurde seinerzeit davon geredet, das Stadtzentrum zu verlegen. Die Altstadt sollte als Stapelplatz für den Großhandel bestehen bleiben, die eigentliche Großstadt São Paulo sollte aber auf einem anderen Platze gebaut werden, und zwar in den Campos Elyseus, Barra Funda und Bom Retiro. Anstatt jetzt am alten Stadtzentrum herumzupfuschen, sollte man überhaupt ein neues Zentrum schaffen; das wäre entschieden billiger und vor allen Dingen praktischer, denn wo Raum vorhanden ist, dort kann besser gebaut werden, als dort, wo man mit jedem Zoll rechnen muß und schließlich doch nichts anderes herauskommt als ein Fehlbetrag.

Automobilismus. Die Herren Custodio José Alves de Lima, Eugenio Leonel Ferreira und Luiz Bueno de Miranda wollen zwischen São Paulo und Campinas den Automobilverkehr einführen. Das Ackerbausekretariat hat diesem Plan schon seine Zustimmung erteilt.

Zahlungseinstellung. In Santos hat die große Firma Bezerra Paes & Co. die Zahlungen eingestellt. Die Passiva sollen zweitausend Contos betragen. Erst vor wenigen Tagen hat das Haus eine Anleihe von fünfhundert Contos aufgenommen. Der santenser Platz ist durch diese Zahlungseinstellung schwer geschädigt.

Ein äußerst liebenswürdiger Gatte ist der Zahnarzt Albino Victorino da Silva. Vor fünf Monaten verheiratete er sich mit der verwitweten Hercilia Antunes, und in dieser kurzen Zeit hatte er seiner Frau schon die Ueberzeugung beigebracht, daß es manchmal doch besser sei, allein als zu zweien zu sein. Hercilia, die 24 Lenze zählt, hat aus ihrer ersten Ehe zwei Kinder, von welchen das eine drei und das andere zwei Jahre alt ist. Diese beiden Kleinen wurden von Albino auf das brutalste mißhandelt, und als die Mutter sie beschützen wollte, da verprügelte er auch sie. Unter solchen Umständen war es nicht zu verwundern, daß Frau Hercilia eines Tages auf und davon ging, um wieder bei ihrer bejahrten Mutter zu wohnen. Dort wurde sie am Donnerstag abend von Albino aufgesucht, der sie zuerst im guten davon überzeugen wollte, daß er der beste Gatte von der Welt sei. Als Hercilia ihm dies nicht recht glauben wollte, da zog er zur Bekräftigung seiner Aussagen einen Revolver aus der Tasche und schoß alle Patronen auf Hercilia ab. Sie selbst blieb wunderbarerweise unverletzt, aber ihr zweijähriges Töchterchen Iracema, das sie auf dem Arme trug, erhielt eine Kugel in den Rücken und eine andere in den linken Arm. Der Bruder Hercilias, Agostinho Gageiro, bekam einen Streifschuß in den Hals. Nach dieser Heldentat ergriff Albino die Flucht; aber die Polizei, der der Vorfall sofort bekannt gemacht wurde, kannte den Mann und seine Wege, und bald hatte sie ihn in Perdizes bei seiner früheren Geliebten, Olympia dos Santos, die von ihm zwei Kinder hat, verhaftet. Er hatte sich inzwischen selbst einen Schnitt am Halse beigebracht und behauptete, von seinen Schwager Ago-

stinho angegriffen worden zu sein. Die Schüsse habe er nicht abgegeben und er wisse auch nicht, wer der Schütze gewesen sei. Herr Dr. Rudge Ramos, dem Albino vorgeführt wurde, glaubte diesen Äußerungen nicht und behielt ihn in Sicherheit. Gegen den liebenswürdigen Gatten und Stiefvater soll wegen Mordversuches sofort Präventivhaftbefehl erlassen werden.

Abreise. Der k. u. k. österr.-ungar. Konsular-Attaché, Herr Dr. A. von Ocetkiewicz, der hier während der Erkrankung des Herrn k. u. k. Konsuls, Dr. Ch. von Rémy, das Konsulat leitete, hat sich nach Curityba zurückbegeben. Der Herr Attaché hat sich in der kurzen Zeit seines Hierseins in der hiesigen österr.-ungar. Kolonie sowie in der Gesellschaft überhaupt viele Freunde erworben. Indem wir dem Herrn Attaché für die uns durch einen Abschiedsbesuch erwiesene Aufmerksamkeit bestens danken, wünschen wir ihm eine recht gute Reise nach Curityba.

Reise amerikanischer Forscher ins Amazonasgebiet. Die brillante Vertretung Brasiliens auf der im September in New York stattgefundenen internationalen Kautschukaustellung hat die Aufmerksamkeit weiter amerikanischer Kreise und besonders der Gelehrtenwelt auf die Heimat des Gummibaumes, *Hevea brasiliensis*, das Amazonasgebiet gelenkt. Dasselbe soll von einer amerikanischen Studienkommission nach allen Richtungen bereist und erforscht werden. Die Kommission wird unter Leitung eines deutschamerikanischen Naturforschers, Lange, stehen. Als Führer soll ihr Admiral José Carlos de Carvalho dienen, der der brasilianischen Vertretung bei der Kautschukaustellung angehörte und in den Vereinigten Staaten viele Freundschaften geschlossen hat. Irgendwelche Hintergedanken, welche unsere Nativisten in Aufregung versetzen könnten, hat die Expedition jedenfalls nicht, denn sonst würde Admiral Carvalho, dessen Patriotismus über allen Zweifel erhaben ist, nicht die Führerrolle übernommen haben. Wenn nun dennoch von einzelnen Blättern, wie z. B. „Paiz“, die geplante Reise mit vom Mißtrauen diktierten lärmischen Bemerkungen kommentiert wird, so liefert das einen Beweis mehr für die krankhafte Fremdenfurcht, welche neuerdings, besonders in der Bundeshauptstadt, wieder weite Kreise erfaßt hat. Daß es gerade die gebildeten Klassen sind, die sie hegen, ist nicht dazu angetan, im Auslande Sympathien für sie zu erwecken. Man könnte solche Äußerungen nervösen Ueberpatriotismus füglich mit Stillschweigen übergehen, wenn sie nicht demonstrierten, wie wenig man der eigenen Kraft hinsichtlich des Schutzes der nationalen Integrität vertraut, und wenn sie nicht der wirtschaftlichen Entwicklung, die in den letzten Jahren durch starke Einwallung fremden Kapitals so kräftig gefördert worden ist, schweren Schaden zufügen würden.

Automobil überfahren. Auch ein Automobil kann überfahren werden. Am Sonntag abend fuhr das Automobil Nr. 21 die Ladeira do Carmo herauf, als ihm die Puste ausging und es auf dem Geleise der Straßenbahn stehen blieb. Der Chauffeur stieg ab, um dem Motor neuen Kraftstoff zuzuführen, als in diesem Moment gerade ein Straßenbahnwagen herangesaust kam. Der Chauffeur lief nun diesem entgegen und rief dem Motorführer zu, er solle halten. Der Mann war aber der Ansicht, daß er vor der vorgeschriebenen Haltestelle nicht halten dürfe, und so jagte der schwere Wagen in das Auto hinein, das stark beschädigt wurde. Der Chauffeur erstattete bei der Polizei gegen den Motorführer Anzeige.

Ueberfahren. Der 16 jährige Angestellte des Botendienstes „Empresa de Mensageiros“, Antonio Augusto, wollte am Sonntag abend auf dem Platze des Municipaltheaters mit seinem Fahrrad den Weg eines schnellfahrenden Autos kreuzen, als er von diesem erfaßt und weit weggeschleudert wurde. Bei dem Falle brach er sich den rechten Fuß. Der Chauffeur des Autos erschien sofort auf der Polizei, um Aufklärungen zu geben. Der arme Junge wurde nach dem Santa Catharina-Hospital gebracht. Der Chauffeur scheint nach der Aussage an dem Unfall keine Schuld zu tragen.

Ein lebenswürdiger Gatte ist der, in der Rua Oliveira Peixoto wohnhafte Antonio Garcia. Er hatte sich bereits am Sonntag nachmittag einen ganz achtbaren Affen zugelegt, der ihm aber noch zu klein erschien, weshalb er wieder von Hause weggehen wollte, um sich einen größeren zu kaufen. Seine Frau widersetzte sich diesem Plan, und darüber aufgebracht, griff er sie mit einem Regenschirm an. Die Frau wurde so verletzt, daß sie sich auf der Zentralpolizei behandeln lassen mußte.

Bundeshauptstadt.

Ein nachahmenswertes Beispiel hat die Munizipalkammer von Barbacena gegeben. Sie hat beschlossen, die Verkaufsstellen von Branntwein mit einer besonders hohen Steuer zu belegen. Der Ertrag dieser Steuer wird besonders verrechnet und zur Gründung und Unterhaltung von gewerblichen Unterrichtsanstalten verwendet werden. Es wäre wünschenswert, daß recht viele Munizipalverwaltungen dem Beispiel von Barbacena folgten. Die Schnapspest grassiert in erschreckender Weise speziell unter unserer farbigen Bevölkerung und zerrüttet die durch erbliche oder erworbene Syphilis geschwächte Konstitution dieses großen Teiles der Nation noch mehr. Der Feldzug gegen den Alkoholmißbrauch, der in der Presse, in Schriften, in Versammlungen und in der Schule geführt wird, bleibt ja gewiß nicht ohne Ergebnisse. Aber diese moralische Einwirkung kann sich an Erfolg doch bei weitem nicht mit der materiellen vergleichen, die von einer empfindlichen Erhöhung des Schnapspreises ausgeht. Durch die Reservierung der Einkünfte aus der Branntweinsteuer für Gewerbeschulzwecke leistet Barbacena seiner Bevölkerung zugleich einen zweiten wichtigen Dienst. Wir können gar nicht Schulen genug bekommen, um mit der furchtbaren Unwissenheit und Trägheit aufzuräumen, die den Fortschritt des Landes aus sich selbst heraus verhindert.

Ein weiblicher Sektionschef. Minas marschiert wieder einmal an der Spitze des Fortschrittes in Brasilien, denn es besitzt in einem seiner Staatssekretariate einen weiblichen Sektionschef. Wenigstens lasen wir gestern in der „Imprensa“, daß sich Herr Paulo Andrade mit Fräulein Sylvia de Assis Moreira, Sektionschef im Ackerbau-sekretariat zu Bello Horizonte, vermählt habe. Die Verantwortung für die Richtigkeit der Meldung müssen wir freilich der Kollegin überlassen.

Der Morro do Castello. Seit einiger Zeit bemüht sich ein Unternehmer darum, den Morro do Castello abtragen zu dürfen. Die Bautenkommission der Deputiertenkammer hat sein Gesuch dem Plenum zur Annahme empfohlen. Diesen Beschluß kann man nicht loben, aus historischen, ästhetischen und sanitären Gründen nicht. Der Morro do Castello ist der älteste Teil der Stadt. Hier erhob sich das portugiesische Fort, erhob sich die Pfarrkirche des heiligen Sebastian, des Patrons von Rio de Janeiro, und die älteste Siedelung. Wenn unsere republika-

nischen Politiker in ihrer Neuerungswut nicht so erstaunlich traditionslos wären, würden sie die Erhaltung dieser historischen Stätten als selbstverständlich betrachten. Aber auch aus ästhetischen Erwägungen muß man die Abtragung des Hügels verwerfen. Einer der größten Reize des unvergleichlichen Stadtbildes von Rio besteht in der Lage an und auf den Hügeln, die die Bucht umgeben. Eine Reihe dieser Erhebungen hat den Verkehrsbedürfnissen schon weichen müssen. Daß das Stadtbild dadurch nicht schöner geworden ist, sieht jeder mann. Aber die moderne Großstadt muß ihren Lebensnotwendigkeiten oftmals Schönheiten opfern, die künstlerisch genießende Betrachter gern erhalten sehen möchte. Eine solche Notwendigkeit liegt beim Morro do Castello jedoch nicht vor, und da, meinen wir, sollte die Aesthetik den Vorrang vor der Gewinnsucht behalten. Sonst werden spätere Geschlechter die Machthaber von heute eine Horde von Barbaren schelten. In sanitärer Hinsicht endlich sind gewichtige Stimmen laut geworden, die den Morro do Castello als einen erwünschten Schutz gegen die heftigen Seewinde bezeichnen, jene Winde, die den Aufenthalt in den Straßen mancher Seestädte zuweilen so unangenehm machen und die manche Lungenentzündung und manchen Bronchialkatarrh auf dem Kerbholz haben. Es wäre unter diesen Umständen im höchsten Grade leichtsinnig, wenn die Deputiertenkammer sich dem Gutachten ihrer Kommission anschließen wollte, ohne die Frage gründlich studiert zu haben. Abtragen kann man den Hügel aber noch immer, aber wieder aufschütten kaum. Befreunden muß es auch, daß die Bautenkommission das Gesuch des betreffenden Unternehmers zur Annahme empfohlen hat, anstatt, wenn sie schon prinzipiell für die Abtragung war, die öffentliche Ausschreibung vorzuschlagen. Wozu gibt es denn den öffentlichen Wettbewerb, wenn er in Fällen wie diesem nicht angewandt werden soll? Man kann ja nicht wissen, ob nicht ein anderer Unternehmer die Arbeit zu viel günstigeren Bedingungen ausführen würde. Aber offenbar handelt es sich wieder einmal um einen Fall von Protektionswirtschaft.

Der Streit um den Film. Unsere Leser werden sich noch des Aufsehens erinnern, das Mitte August die Beschlagnahme eines im Cinema Odeon vorgeführten Films der Nordisk Filmfabrik in Kopenhagen erregte. Die Beschlagnahme erfolgte auf Ersuchen des Besitzers des Cinematographo Parisienne, Herrn R. Staffa, der mit der Companhia Cinematographica Brasileira, der Besitzerin des Cinema Odeon, im Konkurrenzkampfe liegt. Herr Staffa behauptete, der alleinige Repräsentant der Nordisk in Brasilien zu sein und demzufolge auch allein das Recht zur Vorführung oder Weitergabe ihrer Filme zu besitzen. Die Companhia Cinematographica Brasileira erwirkte jedoch beim Bundesrichter Dr. Raul Martins ein Schutzmandat, indem sie angab, Herr Staffa beabsichtige, den Betrieb ihrer Cinematographin-Theater zu stören. Auf den Einspruch des Herrn Staffa hin gelangte der Rechtsstreit zur Verhandlung. Herr Staffa wies die Beschuldigung, als wolle er den Betrieb der Theater der Companhia Cinematographica Brasileira stören, zurück; ihm gehe es einzig darum, daß die Konkurrenz nicht widerrechtlich Filme vorführe, über die er allein das Verfügungsrecht habe. Er legte seinen Vertrag mit der Kopenhagener Fabrik vor und beantragte, die Companhia Cinematographica zu verurteilen, die Vorführung der Nordisk Filme zu unterlassen. Der Richter erkannte diesem Antrage gemäß. In Zukunft setzt sich also jeder Unternehmer, der Nordisk-Filme vorführt, der Beschlagnahme

dieser Films aus, falls er das Vorführungsrecht nicht von Herrn Staffa erworben hat.

Von der Post. Ueber die Langsamkeit und Unzuverlässigkeit der Verteilung der Korrespondenz herrscht unter den Postfach-Inhabern nur eine Stimme des Unmuts. Man ist geneigt, dafür die Faulheit der Beamten verantwortlich zu machen. Das scheint aber nicht ganz berechtigt zu sein, wenigstens nicht, wenn man den Chef der betreffenden Abteilung, Herrn Fernando Muniz Freire, hört. Herr Muniz Freire beklagt sich bitter darüber, daß er seit langem vergeblich eine Vermehrung des Personals verlangt. Vor 20 Jahren gab es etwa 800 Postfach-Inhaber, denen die Korrespondenz durch 20 Beamte zugeteilt wurde. Heute ist die Zahl der Postfach-Inhaber auf über 1600 gestiegen, die Korrespondenz der einzelnen Adressaten hat sich bedeutend vermehrt, die Zahl der in der Abteilung tätigen Beamten beträgt aber nur 21, einen ganzen Mann mehr als vor zwei Jahrzehnten. Wenn damals 20 Beamte zur Bewältigung von vielleicht dem dritten Teil der heutigen Arbeit nötig waren, so ist es klar, daß jetzt 21 Beamte ständig im Rückstande bleiben müssen, selbst wenn sie mit guten Willen an die Arbeit gehen. Es gehört zu den vielen Schönheiten unseres republikanischen Regimes — so wie es gegenwärtig verstanden wird —, daß die Zahl der aus den öffentlichen Geldern bezahlten Faulenzer ins Ungemessene vermehrt wird, daß aber in allen Ämtern, wo wirklich gearbeitet werden muß, empfindlicher Personal-mangel herrscht. Auch bei der Post ist die Rechnungsabteilung mit Beamten überfüllt, während die Verkehrsabteilung in der eben geschilderten Weise betretet oder vielmehr beuntretet wird.

Was für die Postlächer gilt, das gilt auch für die übrigen Dienstzweige der Verkehrsabteilung. Derselbe Herr Muniz Freire hat einen anderen empfindlichen Schaden aufgedeckt, der ebenfalls auf den Personal-mangel zurückzuführen ist. Die Zahl der Postsendungen, die ungenügend frankiert sind, aber ohne Strafporto bestellt werden, ist ins Ungeheuerliche gewachsen. Als Herr Muniz Freire noch das Postamt in Botafogo verwaltete, hat er in einem Jahre Porto im Betrage von 3 Contos nacherheben lassen. Seitdem wendet er dieser Angelegenheit seine besondere Aufmerksamkeit zu, und aus seinem jetzigen Posten hat er reichliche Möglichkeit zu diesbezüglichen Beobachtungen. Er berechnet den Schaden, der der Postverwaltung aus der ungenügenden Frankierung der Postsendungen erwächst, im ganzen Bundesgebiet auf 2000 Contos jährlich. Zu diesem Ergebnis ist er auf Grund der Stichproben gekommen, die er in seiner Abteilung von Zeit zu Zeit anstellt. Von ausländischen Posten zeichnet sich besonders die nordamerikanische durch ungenügende Frankierung aus, von den inländischen kann er keiner den Vorzug geben: sie kommen alle gleich schlecht frankiert an. Infolge des Personal-mangels ist es jedoch unmöglich, die Kontrolle regelmäßig vorzunehmen und die Nachzahlung des Portos zu veranlassen. Nicht einmal bei den Sendungen, die mit der Bezeichnung „ungenügend frankiert“ ankommen, ist die Nacherhebung immer möglich. Die Drucksachen vollends werden nach unserem Gewährsmann fast systematisch falsch frankiert. Und wir alle wissen ja aus eigener Erfahrung, wie oft Postsendungen ausgeliefert werden, die gar nicht abgestempelt sind, so daß man die Marken nochmals benutzen kann. Hr. Muniz Freire erklärt, daß er zur regelmäßigen Ausübung des Dienstes in der Abteilung der Postlächer und der Verteilung der Korrespondenz an die Briefträger weitere 30 Mann braucht. Diese 30 Be-

amten können eine Ausgabe von 20 Contos verursachen. Dafür macht sich der Abteilungschef aber auheischig, der Postverwaltung 40 bis 50 Contos an Strafporto einzubringen. Natürlich wird er trotzdem seine Beamten nicht bekommen, denn in die Verkehrsabteilung drängen sich die Stellenjäger nicht, und außerdem spart unsere Verwaltung lieber die 20 Contos, als daß sie die 40 gewinnt. Das Publikum aber wird weiterhin ungenügend frankieren, da es weiß, daß es in zehn Fällen nur einmal erwischt wird.

Selbstmordversuch. Die in der Rua Laura Araujo wohnhafte 20 jährige Josephina Fiedler versuchte sich mit Lysol zu vergiften, aber die schnell herbeigerufene „Assistencia“ brachte sie außer Lebensgefahr. Warum das Mädchen mit dem Leben abschließen wollte, hat man nicht erfahren.

Diplomatisches. Am Freitag, den 20. ds., wird der Bundespräsident den neuen k. u. k. österreichisch-ungarischen Gesandten, Herrn Franz Kolossa, in Spezialaudienz empfangen, um von ihm das Beglaubigungsschreiben entgegenzunehmen. Der Wagen des Herrn Gesandten wird von einem Pikkett Lanzenreiter begleitet sein und beim Eintritt in den Präsidentschaftspalast wird ihm ein Jägerbataillon die Ehren erweisen.

Kaffee und Mate in Tripolis. Der Landwirtschaftsminister hat vom Propagandisten für brasilianische Ausfuhrprodukte in Tripolis, Herrn Leonardo Betti, die Mitteilung erhalten, daß er von den italienischen Behörden sehr zuvorkommend aufgenommen worden sei. Man hofft, daß es sehr leicht sein werde, Kaffee und Mate in Tripolis einzuführen.

Diplomatisches. Es verlautet, daß der Minister des Außern doch nicht geneigt sei, auf die Mitarbeit des Herrn Dr. Oliveira zu verzichten. Herr Dr. Lauro Müller werde den soeben zur Disposition gestellten Schriftsteller-Diplomaten wieder bewegen, eine neue Gesandtschaft anzunehmen und aus verschiedenen Äußerungen ist zu schließen, daß es sich um die Gesandtschaft in Buenos Aires handelt.

An Stelle des zum Staatsgouverneur von Paragawählten Herrn Dr. Euás Martins soll der gegenwärtige Botschafter in Washington, Herr Dr. Domicio da Gama, ernannt werden. — Andere Leute wollen natürlich wieder wissen, daß an dieser Kombination kein wahres Wort sei, daß Oliveira Lima sich in die innere Politik mischen wolle und eventuell auf den Präsidentenstuhl von Pernambuco reflektiere, daß Domicio da Gama, der sich erst kürzlich mit einer millionenschweren amerikanischen Witwe verheiratet hat, gar nicht daran denke, die Vereinigten Staaten zu verlassen und daß die nächsten Ernennungen für die Diplomatie eine große Ueberraschung sein werde. Da beide Seiten „auf das beste unterrichtet“ sind, so ist es ja möglich, daß keine einzige von ihnen das richtige getroffen hat.

Vorgänge in Therezina. Zur allgemeinen Ueberraschung kommt jetzt die Nachricht, daß der bekannte Pater Lopes, der Oppositionsführer von Piahy, nicht ermordet worden ist. Die ganze Presse hat ihm Nachrufe gewidmet, im Bundessenat hat Francisco Glycerio von ihm gesprochen, und jetzt lebt der Mann doch noch. — Einen sonderbaren Standpunkt hat Ruy Barbosa den Ereignissen von Piahy gegenüber eingenommen. Er schreibt alle die Greueltaten der dortigen Staatsregierung dem Militarismus zu und vergißt dabei, daß Piahy zu den wenigen Staaten gehört, die nicht militärisiert wurden. Der militärische „Beheer“, Coronel Coroliano de Carvalho, wurde von dem Kriegsminister noch rechtzeitig zurückgerufen und der Staat blieb „unbefreit“. Also kann hier vom Militarisieren gar

nicht die Rede sein. Daß Ruy Barbosa dieses übersieht, ist ein Beweis mehr, daß diesem galligen Alten überhaupt nichts recht gemacht werden kann.

Ein Angriff auf den Steuersäckel geplant. Einige Herren haben einen wirklich genialen Plan entworfen, der ihrer Erfindungsgabe alle Ehre macht. Sie wollen von dem Foz de Iguaçu nach Santo Antonio da Madeira eine Eisenbahn bauen, die den ganzen Staat Matto Grosso durchschneiden und das Verkehrsnetz der Südstaaten mit der Madeira-Mamoré-Bahn verbinden würde. Dafür verlangen sie von der Bundesregierung, in Anbetracht, daß die Bahn durch sehr schwierige Gebiete führen würde, eine Subvention von nur fünfzig Contos pro Kilometer. Da nun die Linie 5.088 Kilometer lang sein würde, so hätte der Bund nicht weniger als 254.400:000\$000 — man sage und schreibe zweihundertvierundfünfzig Millionen vierhunderttausend Milreis zu bezahlen. Wir brauchen wohl nicht zu sagen, daß der ganze Plan nach menschlichem Ermessen unter den gegenwärtigen Verhältnissen undurchführbar ist, denn außer den hunderten von Millionen würde der Bahnbau, der durch die berühmtesten Sumpfgebiete des Staates Matto Grosso führen würde, tausende von Menschenleben kosten. Trotzdem seien die Verhandlungen bereits im vollen Gange und mehrere hervorragende Politiker seien dafür interessiert, daß die Konzession verliehen werde. Es kann sich hier also nur um einen Raubzug allergrößten Stiles handeln, und wenn wir auch an das Zustandekommen des Planes nicht glauben wollen, so ist doch schon bezeichnend genug, daß ein solcher Plan überhaupt möglich ist. Wie man erzählt, ist der Plan von keinem fremden Syndikat ausgegangen, sondern er entspringt der nationalen Initiative. Der Urheber der Idee sei ein Mann, der daraus seine Spezialität mache, durch solche phantastische Pläne sich ein behagliches Leben zu verschaffen. Dieser Mann, der nach der Auskunft doch nur ein professioneller Schwindler sein kann, hätte schon längst aus den Ministerien ausgewiesen werden müssen. Daß er noch seine Pläne schmieden kann und von Seiten der Politiker Protektion findet, gereicht dem Lande wahrhaftig nicht zum Ruhme.

Radiotelegraphie. Der Bundespräsident hat in einer Botschaft an den Kongreß die Schaffung eines Funkspruchbezirks Amazonas mit dem Sitz in Manaus gefordert, dem sämtliche Funkspruchstationen der Staaten Amazonas und Pará und des Acregebiets unterstellt werden sollen. Die Kosten der neuen Einrichtung werden auf 732 Contos beziffert.

Betrogener Richter. Vor einiger Zeit vernietete der Richter Dr. Saraiva Junior eines seiner Häuser an einen Mann, für den ein anderer Richter verbürgte. Der Mann wohnte einige Monate in dem Hause und bezahlte pünktlich; da war er aber eines schönen Tages verschwunden und blieb den letzten Monat schuldig. Dr. Saraiva wandte sich nun an seinen Kollegen, der das Dokument der Bürgschaft unterschrieben hatte, und da erfuhr er, daß die Unterschrift gefälscht war. Das Interessanteste bei der Sache aber ist, daß der Unterschriftenfälscher ein Polizeiagent ist. Gegen ihn ist jetzt die Untersuchung eingeleitet worden.

Ausgewiesene. Die Hafenpolizei verhinderte die Landung einiger Männer, die von der Santenser Polizei als Spitzbuben ausgewiesen waren und die in Rio den Dampfer „Orita“ verlassen wollten. Die Ausgewiesenen waren alle Italiener.

Schon wieder die Kriegsschüler. Es vergeht kaum eine Woche, daß nicht irgend eine Schandtat passiert, an der Kriegsschüler beteiligt sind. Jede Korporation hat ihre rüddigen Schafe,

und es wäre verfehlt, wenn man aus einzelnen Vorkommnissen Schlüsse auf den ganzen Stand ziehen wollte. Wenn die Fälle sich aber mit solcher Häufigkeit wiederholen, wie während des zu Ende gehenden Jahres in der Kriegsschule, dann muß man sagen, daß in dem Institut unmöglich ein guter Geist herrschen kann. Gestern Abend trug sich in der Estrada Real de Santa Cruz eine Schießerei zu, an der wiederum Kriegsschüler beteiligt waren. Vor dem Kolonialwarenladen von Seraphim Ferreira Pacheco erschienen nach Geschäftssehluß mehrere Individuen, darunter Kriegsschüler, und forderten Schnaps. Der Kaufmann weigerte sich, ihrem Verlangen stattzugeben, weshalb die Schnapsbrüder an die Tür und die Fensterläden schlugen, bis Pacheco aufmachte, und mitsamt seiner Frau heraussah. In diesem Augenblicke krachten mehrere Revolvergeschüsse, und die Frau sank in die Brust getroffen zu Boden. Polizei war natürlich nicht zur Stelle, so daß die sauberen Gesellen entfliehen konnten. Was für Individuen muß die Kriegsschule beherbergen, wenn ihre Schüler sich an solchen Taten beteiligen können! Und wie muß das Offizierkorps aussehen, das aus dieser Pflanzstätte für sich mühte man ja den Kommandanten der Kriegsschule verantwortlich machen. Aber wer kann wissen, wie viele Schüler er zu behalten gezwungen ist, die er längst gern entlassen hätte, wenn nicht einflußreiche Fürsprecher ihn in der Freiheit seiner Entschlüsse behinderten. Das Ganze ist auch eine Illustration zum Kapitel Cliquenwirtschaft.

Der Preis des Dörrfleisches ist in den letzten Tagen auf allen brasilischen Märkten zu der seit langem nicht erreichten Höhe von 1\$400 und 1\$500 für das Kilo gestiegen. Damit ist eine weitere Verschlechterung der Lebenshaltung der ärmeren Volksklassen eingetreten, denn gerade sie sind es, die das ausgiebige Dörrfleisch in ausgedehntem Maße konsumieren. In einem Bericht der Maklervereinigung an den Landwirtschaftsminister, den auch wir wiedergaben, wurde neulich darauf hingewiesen, daß die Preiserhöhung des argentinischen Dörrfleisches auf Machenschaften von Spekulanten zurückzuführen seien. Ganz scheint das aber nicht zu stimmen, denn von anderer Seite wird in ziemlich überzeugender Weise dargelegt, daß sich am La Plata eine völlige Umwälzung der fleischverarbeitenden Industrie vollzieht. Seit auf europäischen Märkten, namentlich in England, die Nachfrage nach Gefrierfleisch zugenommen hat, wurde in Argentinien und Uruguay eine große Zahl neuer Gefrierhäuser errichtet. Diese bezahlen für das Vieh weit höhere Preise, als die „Saladeros“ anlegen können, denn das Gefrierfleisch gibt in Europa den doppelten Gewinn dessen, der aus Carne Secca zu erzielen ist. Der Import von Dörrfleisch aus Argentinien und Uruguay ist seit 1899 ganz enorm zurückgegangen, und zwar nicht wegen der Zölle, die das als feiner geltende La Plata-Xarque nicht übermäßig im Preise steigerten, sondern aus dem einfachen Grunde, weil dort die Produktion nachgelassen hat. Aus Uruguay erhielten wir 1899 27.01.610 Kilo Dörrfleisch, 1905 noch 12.010.940 Kilo, 1908 nur noch 8.460.700 Kilo, also nicht einmal mehr den dritten Teil der Einfuhr von vor 19 Jahren. Aus Argentinien kamen 1899 12.368.700 Kilo, 1901 sogar 15.384.450 Kilo, 1905 noch 6.376.090 Kilo, 1908 aber nur noch 2.857.770 Kilo, also ein Rückgang auf etwa den fünften Teil innerhalb 10 Jahren. Seitdem ist die Einfuhr noch weiter gesunken. Den Xarque-Fabriken in Rio Grande do Sul fiel die Aufgabe zu, für diesen Rückgang Ersatz zu schaffen. Das wurde ihnen immer schwerer, seit die europäische Fleischnot in ihr akutes Stadium trat und

infolgedessen die Ausfuhr von Gefrierfleisch vom La Plata nach Europa sich gewaltig steigerte. Seitdem sind natürlich die Gefrierhäuser nicht mehr in der Lage, ihren gesamten Viehbedarf in Uruguay und Argentinien zu decken, sondern sie sind genötigt, auch auf den Viehmärkten von Rio Grande do Sul, Matto Grosso und Goyaz Schlachtvieh zu kaufen. Da sie, wie bereits erwähnt, höhere Preise zahlen können, so schnappen sie unseren einheimischen Xarque-Fabriken das Vieh weg. Nicht auf Machenschaften der Spekulation ist also die Preissteigerung zurückzuführen, sondern auf eine ganz reale Viehnot, die durch die Verheerungen der Maul- und Klauenseuche und anderer Viehkrankheiten sowie durch die außerordentliche Dürre des verlossenen Winters verschärft wurde und die immer schlimmer zu werden droht, je länger die Fleischnot in Europa andauert. Die Weltwirtschaft hat eben auch ihre Schattenseiten!

Kinematographen-Statistik. Wir erzählten neulich aus der Zeit der Geburt des neuen Rio, aus dem Jahre 1905, daß es damals noch keine Kinematographen-Theater gab. 1907 hatten wir ihrer in der eigentlichen Stadt (bis Meyer) bereits 25. In der Vorstadtzone (über Meyer hinaus) tauchten die ersten drei im Jahre 1908 auf, je einer in Irajá, Santa Cruz und auf der Ilha do Governador. Im gleichen Jahre zählte die Stadt 29, 1909 die Stadt 39, die Vororte 6, 1910 die Stadt 46, die Vororte 11, 1911 die Stadt 46, die Vororte 12 Kinematographen. Während es also 1907 im Bundesdistrikt insgesamt 25 gab, war ihre Zahl vier Jahre später auf 58 angewachsen. Dabei sind die 7 Kinemas nicht mitgerechnet, die mit Restaurants verbunden sind und freien Eintritt gewähren, ebensowenig die 7, die zeitweise in Theatern und Varietés funktionieren. Rechnet man diese 14 noch hinzu, so hatte Rio Ende 1911 im ganzen 72 Kinemas. Für die Befriedigung der Schau- und Sensationslust unserer hauptstädtischen Bevölkerung ist also mehr als ausreichend gesorgt.

Das Farquhar-Konsortium und die Finanzpresse. In der letzten Zeit haben sich mehrere der angesehensten Finanzblätter häufig mit dem Konsortium und seinen gigantischen Plänen beschäftigt und daran nicht gerade für die Gruppe schmeichelhafte Kommentare geknüpft. Das „South American Journal“, ein in New York erscheinendes Blatt, weist darauf hin, daß die Farquhar-Gruppe an der New Yorker Börse für ihre neueste Schöpfung, den Empire Trust, der sich mit den argentinischen Bahnverschmelzungen beschäftigen soll, Stimmung macht. Das Unternehmen erblickte wie alle anderen von Farquhar ins Leben gerufenen das Licht der Welt in Maine und wurde mit einem Kapital von 1 Million Dollar gegründet. Farquhar will ihm seine Interessen für 15 Millionen Dollar abtreten. Als Macher dieses Geschäftes werden genannt die Bankhäuser Speyer Bros., Speyer & Co., Kuhn, Loeb & Co., die Société Générale und die Banque de Paris et des Pays Bas. Das South American Journal erinnert daran, daß das Farquhar-Konsortium schon im Jahre 1910 mit seinem Plane, die Kontrolle über große nordamerikanische Bahnen zu erlangen, Fiasco machte. Das Konsortium kontrollierte zwar einen Aktienbesitz im Werte von 50 Millionen Dollar. Die Aktien wurden bei verschiedenen Bankhäusern „reportiert“, als aber der enorme Kursrückgang der Aktien der Rock Island-Bahn die Verstärkung der Garantien erheischte, konnte das Konsortium sie nicht leisten und die kontrollierten Aktien wurden von der Firma Kuhn, Loeb & Co. erworben.

Der Londoner Korrespondent des Blattes schreibt anlässlich der durch den Balkankrieg hervorgerufe-

nen Börsenpanik wörtlich wie folgt: „Viele kanadisch-latino-amerikanische Börsenwerte — ohne von ihren Aussichten zu sprechen, denn, so gut sie auch sonst sein mögen, kommen sie in Zeiten wie die gegenwärtigen gar nicht in Betracht — gingen im letzten Jahre bedeutend in die Höhe und sie wurden weit über ihren eigentlichen Wert bezahlt. Sie waren an der Pariser Börse und an anderen Favoriten, aber gerade deshalb bilden sie einen gefährlichen Faktor in der gegenwärtigen Lage.“

„Le Journal des Rentiers“ (Brüssel) behandelt das Thema der kanadischen Börsenwerte unter dem ominösen Titel: „Auf dem Wege zum Krach“ und führt aus: „Hat man sich schon vergegenwärtigt, daß von den verschiedenen Aktienkategorien (der Farquhar-Unternehmen) einige in London, andere in Paris, andere in der Schweiz, andere in New York und in Toronto notiert werden? Wer vermag sich in diesem Wirrwarr zurechtzufinden? Kein Bankier und kein Makler ist dazu imstande. Nur von einer Sorte, den Aktien der Brazil Railway, figurieren 184.000 Stück im Kurszettel der Brüsseler Börse. Sie repräsentieren zum gegenwärtigen Preis einen Wert von 83 Millionen Franken. Die ebenfalls an der Brüsseler Börse notierten Aktien der Mexico Tramways, 108.232 Stück, werten 67 Millionen Franken. Allein an der Brüsseler Börse kursieren ca. 800 Millionen Franken in Titeln der Rio und São Paulo Tramways, jetzt Traction, der Brazil Railway, der Madeira-Mamoré und der Port of Pará. Unter Einschluß der Titel der Mexico und Barcelona Tramways erhöht sich der Betrag auf 900 Millionen Franken. Man wird von den Ziffern ganz konfus. Man fragt sich, wie die Gruppe das Vertrauen eines sonst mißtrauischen und skeptischen Volkes in solchem Maße gewinnen konnte. Wir lassen uns durch die Namen Pearson und Farquhar nicht verblüffen. Ihr Flug geht hoch, aber er wird von der Spekulation getragen und wir haben noch nicht vergessen, daß Pearson anlässlich des Zusammenbruches der Mutual Life an der New Yorker Börse gepfändet wurde.“

„... Schon lange prophezeien wir den Krach, aber man lacht uns aus. Dabei ist die Katastrophe näher als man glaubt. Das Schlimmste ist, daß die Farquhar-Unternehmen ihre Statuten nicht in Belgien registriert haben und sie deshalb hier nicht gerichtlich zur Verantwortung gezogen werden können. Man zittert für die tausende von Opfern, welche das Erdbeben verschlingen wird.“

Der Londoner „Financier“ läßt sich ähnlich aus und konstatiert, daß die Titel der Brazil Railway in der letzten Zeit von 121 auf 97,5 gefallen sind. „Die Titel sind“, so bemerkt das Blatt dazu, „ein solches Spekulationspapier, daß nur verwegene Abenteurer Geschäfte in ihnen machen.“

Bahnban. In der letzten Zeit ist viel Bahnbau-Zukunftsmusik gemacht worden und wenn alle aufs Tapet gebrachten Projekte durchgeführt würden, so wäre unser Bahnnetz bald so dicht wie das belgische. Bald wird es an Raum zur Trassierung der geplanten Linien mangeln. In der Bundeshauptstadt hat man jetzt die Herstellung einer möglichst direkten Bahnverbindung zwischen Rio und der Gegend ins Auge gefaßt, in welcher dermaleinst die zukünftige Kapitale der Republik erbaut werden soll, wie es in der Bundesverfassung bestimmt ist. Es soll ein Konsortium in der Bildung begriffen sein, das die grandiose Idee verwirklichen will. Bekanntlich ist beabsichtigt, die zukünftige Hauptstadt in Goyaz in der Serra dos Pyreneos zu bauen, damit wird es aber noch eben so gute Wege haben wie mit dem Bau der Bahn.

Mit dem Bahnbau kann man sich jetzt gern eine kleine Ruhepause gönnen, dagegen sollte man un-

verzüglich der Lösung des Problems näher treten, die von den in den letzten Jahren gebauten Bahnen erschlossenen Gebiete zu besiedeln und sie produktiv zu machen, damit die Bahnen auch etwas zu befördern haben und in absehbarer Zeit wenigstens die Zinsen des Anlagekapitals herausgewirtschaftet werden. Dem Volke ist mit den gewährten Zinsgarantien für Bahnbauten bzw. den Kapitalaufnahmen dafür eine schwere Last aufgehast worden, die auf die Dauer kaum zu tragen sein wird, wenn nicht Anstalten zur Kultivierung des Neulandes getroffen werden, das man durch die Bahnbauten gewonnen hat. Bis jetzt ist in der Ausführstatistik von den Wirkungen der Verdichtung des Bahnnetzes noch absolut nichts zu verspüren.

Die Bundesdeputiertenkammer war vor einigen Tagen einmal außerordentlich fleißig, was sonst selten genug vorkommt. Sie erledigte in einer Sitzung nicht allein die definitive Fassung des Etats des Landwirtschaftsministeriums, sondern nahm auch in zweiter Lesung den Entwurf des Etats des Verkehrsministeriums nebst 120 Zusatzanträgen an. 120 Zusatzanträge! Damit ist die Zahl noch lange nicht erschöpft. Es waren noch mindestens ebenso viele reif für die Abstimmung, da jedoch Beschlußunfähigkeit eintrat, so mußte die Entscheidung vertagt werden. Unter den Zusatzanträgen befinden sich mehrere, die auch für unsere Leser Interesse haben. Wir führen zunächst den an, welcher den Bau von Post- und Telegraphengebäuden betrifft. Er lautet in Uebersetzung: „Die Regierung wird ermächtigt, Gebäude, welche sich für die Unterbringung von Post- und Telegraphenämtern eignen, zu erwerben oder bauen zu lassen in Ortschaften, wo diese Aemter in gemieteten Häusern funktionieren, sofern die Miete im Minimum 7 Proz. vom Ankaufspreise oder von den Baukosten beträgt. Der vereinbarte Preis wird in 5prozentigen Obligationen, die zum Parikurse berechnet werden, bezahlt. Die Obligationen werden vom Verkehrsministerium ausgegeben.“ Die Fassung des Antrages zeichnet sich nicht gerade durch Klarheit aus.

Ein anderer Antrag bezieht sich auf die Herstellung einer besonderen Telegraphenlinie zwischen Rio und S. Paulo, wofür 400 Contos ausgeworfen worden sind. Ursprünglich war außer der Telegraphenlinie auch eine Fernsprechklinie beantragt worden. Die Kosten der letzteren waren auf 200 Contos veranschlagt, die Ausgabe erschien den sparsamen Landesvätern aber zu hoch.

Ein dritter Antrag bezieht sich auf Vergünstigungen, die den Schiffahrtsgesellschaften gewährt werden sollen, deren Schiffe zwischen den Häfen von mehr als einem Staate verkehren. Die Vergünstigungen sollen denen entsprechen, in deren Genuß sich der Lloyd Brasileiro befindet unter Anschluß der pekuniären Subvention.

In einem vierten werden 5000 Contos als erste Rate für die Verlängerung der Zentralbahn zwischen Pirapora und Pará zur Verfügung gestellt. Der Betrag soll lediglich für den Streckenbau verwendet werden.

Ein anderer Antrag sieht die Aenderung der Trasse der Zentralbahn zwischen Pindamonhangaba und Taubaté vor. Die Strecke soll über Tremembé geführt werden. Es sind dafür im Maximum 800 Contos ausgeworfen.

Ferner wird die Regierung ermächtigt, mit der S. Paulo-Rio Grande-Bahngesellschaft den Bau einer Bahn zu kontrahieren, die von Porta da União da Victoria oder Guarapuava ausgehen und an die projektierte Zweiglinie Guarapnava-Barracão (in den argentinischen Missionen) anschließen soll.

Außerdem soll mit derselben Gesellschaft der Bau einer Linie zwischen Faxina und Guarakessaba (in Paraná) kontrahiert werden. Die Bahn soll über Apiahy, Ribeira und Serro Azul führen.

Mit der Great Western Railway Co. soll die Regierung den Bau einer Aufschließungsbahn, ausgehend vom Terminus der Central de Pernambuco, kontrahieren. Es sollen jährlich 60 Kilometer gebaut werden. Die Baukosten sind auf 50 Contos pro Kilometer festgesetzt. Ferner wird die Regierung ermächtigt, an den Mindestfordernden oder an José Domingos Mendes unter gleichen Bedingungen, wie sie der Mindestfordernde stellt, den Bau einer von der Bai von Cabralis (Bahia) ausgehenden Bahn, die in Paracatú (Staat Minas) enden soll, zu vergeben in Uebereinstimmung mit dem Dekret Nr. 7562 vom 23. September 1909 und dem Nr. 7878 vom 28. Februar 1910. Das Mittel der Baukosten darf 50 Contos pro Kilometer nicht übersteigen.

Schließlich sei noch ein grandioses Projekt erwähnt, das ebenfalls zum Gegenstand eines Beschlusses gemacht wurde, das aber wahrscheinlich noch lange auf dem Papier stehen bleiben wird. Es handelt sich um die Erteilung einer von den HHr. José Getulio Monteiro, Asdrubal Augusto do Nascimento und Martinho Chaves nachgesuchten Konzession zum Bau einer Bahn, die die Staaten Paraná, São Paulo, Minas, Goyaz und Matto Grosso unter sich verbinden soll. Als Ausgangspunkt des Schienenweges ist Santa Maria an der Mündung des Iguassú gedacht. Von hier soll die Bahn in die Mälewälder des Westens von Paraná eindringen, sie durchschneiden, Salto Grande do Parapanema, Campos Novos, Santa Cruz (an der Nordwestbahn) berühren, die Flüsse Tieté und Turvo passieren und den Süden des Staates Minas durchqueren. Hier sollen die Ortschaften Araraquary, Estrella do Sul, Soledade, Paracatá, S. Luiz und Carapinas verbunden werden. Von Carapinas soll die Bahn durch den Staat Goyaz über Formosa geführt werden, dem Laufe des Flusses Maranhão folgen, Pilar berühren und in der Nähe des Zusammenflusses des Araes mit dem Pindahyba Matto Grossenser Gebiet erreichen. In Matto Grosso soll der Fluß Manso passiert werden. Vom Manso soll die Bahn über Rosario, Tres Barras und Trombas bis zu den Campos dos Parexis und weiter über das Tal des Jamary geführt werden. In Santo Antonio, dem Endpunkt der Madeira Mamoré, soll die Bahn sich mit dieser vereinigen. Als Maximalbaukosten sind 50 Contos pro km festgesetzt.

Auch das bisher so stiefmütterlich behandelte Aeregebiet soll der Segnungen des Bahnverkehrs teilhaftig werden, notabene wenn man das nötige Kleingeld für die Ausführung des von der Deputiertenkammer angenommenen Projektes aufzubringen vermag, was aber wohl in etwas weiter Ferne liegen dürfte. Ausgehen soll die Bahn von der Stadt Labrea im Staate Amazonas und alle „Städte“ im Aere, wie Rio Branco, Senna Madureira usw. verbinden.

Vorgänge in Amazonas. Vor kaum einer Woche wurden die Schuldigen an der Beschließung von Manaos amnestiert, und jetzt kommt schon die Nachricht, daß in der Hauptstadt von Amazonas wieder eine Bewegung ausgebrochen und der Gouverneur, Coronel Antonio Bittencourt, abgesetzt worden sei. Dieses Ereignis ist um so auffälliger, als in Amazonas seit längerer Zeit der beste Frieden herrschte und Coronel Bittencourt am Ende seiner Regierungsperiode angelangt war, denn er hätte schon am 1. Januar die Führung der Staatsgeschäfte seinem Nachfolger, dem Hauptmann Jonathas Pedroso, abgeben müssen. Der Vize-Gouverneur, Dr.

Sã Peixoto, der an Stelle des abgesetzten Coronels Bittencourt die Regierung übernommen hat, hat an den Bundespräsidenten telegraphiert und die Sache so dargestellt, als sei Bittencourt der einzig Schuldige. Er habe die Staatspolizei dazu zwingen wollen, daß sie seinen Nachfolger Jonathas Pedroso, der sich auf der Reise nach Amazonas befindet, bei seiner Ankunft in Manaos ermorde. Die Polizei habe sich dazu nicht hergeben wollen und Sã Peixoto aufgefordert, die Regierung zu übernehmen. Er habe sich dagegen gesträubt, aber schließlich habe er, „um die Verfassung zu garantieren“, nachgeben müssen. Coronel Bittencourt habe sofort Manaos verlassen und sich nach dem Innern des Staates begeben. — In Rio gibt es ebenso wie anderswo viele leichtgläubige Menschen, aber wir halten es nicht für möglich, daß es in der Bundeshauptstadt einen solchen Narren gibt, der Sã Peixoto auch nur eine Silbe glaubt. Zwei Bundesdeputierte für Amazonas haben sich deshalb auch gleich dahin ausgesprochen, daß sie die Erklärungen des Vizegouverneurs nicht ernst nehmen können, denn diese seien offenbar erlogen. Bittencourt sei nicht der Mann, der jemanden ermorden lassen könnte, am allerwenigsten aber Jonathas Pedroso, der sein persönlicher und politischer Freund sei und dessen Wahl er selber vorgeschlagen habe. Wie diese zwei Bundesdeputierte, so denken auch alle, die sich mit den Vorgängen in Amazonas vertraut gemacht haben. Die Bewegung hat kein anderer angezettelt als Sã Peixoto selbst, wie er ja auch der Urheber der Beschießung von Manaos war, und hinter ihm steht die Clique der Nerys, die durch diesen Streich sich des Staates wieder bemächtigen will, den sie vor der Zeit Bittencourts auf das schamloseste ausgebeutet hat. Die Vorgänge in Manaos sind für die Bundesregierung eine traurige Weihnachtsbescherung.

Ein neuer Skandal oder eine Verleumdung. Das neue Morgenblatt „Epoca“ erzählt, daß ein Bundesdeputierter, der dem Minister des Innern sehr nahe stehe, von einigen Spielhänserbesitzern Geld annehme, um sie gegen die Verfolgung durch die Polizei zu schützen. Derselbe Deputierte habe mehreren professionellen Spielern hohe Offizierspatente der Nationalgarde verschafft. Herr Dr. Rivadavia Correa, der selbst in der gedachten Notiz nicht angegriffen wird, hat durch den Polizeichef eine Untersuchung einleiten lassen. Sollte die Behauptung sich bewahrheiten, dann soll der Schuldige seiner Strafe nicht entgehen; im anderen Falle darf sich die „Epoca“ auf einen Verleumdungsprozeß gefaßt machen. Die „Epoca“ ist dank ihren guten Beziehungen sehr gut bedient und sie hat bisher nur Dinge aufgedeckt, die sie beweisen konnte, so daß man vor der Bekanntgabe des Untersuchungsergebnisses die Anklage nicht gut als erfunden hinstellen kann. Hier heißt es: Abwarten.

Juwelenschmuggel. Daß Juwelen und Edelmetalle in großem Maßstabe bei uns eingeschmuggelt werden, ist eine bekannte Tatsache. Von dem wirklichen Umfang dieses Schmuggels hat man sich aber nie eine annähernde Vorstellung machen können. Immerhin bekommt man einen Begriff davon, um wieviele Millionen es sich handelt, wenn man die Zahl der in Rio bestehenden einschlägigen Geschäfte und die Einfuhrstatistik des Zollamts einander gegenüberstellt. Nach einer Anstellung aus dem Jahre 1908 besaß Rio 124 Juweliere und Uhrenhändler, 76 Reparaturwerkstätten für Uhren und Juwelen und 21 Fabriken für dieselben Waren, zusammen also 221 einschlägige Geschäfte. Ihre Zahl dürfte inzwischen auf 250 gestiegen sein. Vergleichen wir damit die Einfuhr! Im ersten Semester 1911

Kaiser-Borax

Zum tägl. Gebrauch im Bad und Waschwasser.

Kaiser-Borax ist das mildeste und gesündeste Verschönerungsmittel für die Haut, macht das Wasser weich, heilt rauhe und unreine Haut, macht sie zart und weiß und beseitigt jeden üblen Geruch. Ein Bad mit Kaiser-Borax nach starker Schweißabsonderung wirkt sehr erfrischend und anregend. Nur in roten Cartons. Kaiser-Borax-Seife erstklassige Toiletseife. Alleiniger Fabrikant Heinrich Mack in Ulm a. D.

wurden in Rio eingeführt: Perlen, roh und gefaßt, im offiziellen Wert von 3848000, Korallen im Werte von 3488000 (es ist charakteristisch für die Sinnlosigkeit unseres Zolltarifs, daß diese Perlen 78680, die Korallen aber 1048400 an Zoll bezahlen!), Edel- und Halbedelsteine, roh, geschliffen, gefaßt, im Werte von 3442678000, Goldwaren aller Art im Werte von 4074998931, Silberwaren aller Art im Werte von 3601568793, Platin im Werte von 42448933. Die Einfuhr jenes Halbjahres repräsentierte also einen Wert von nicht einmal 1.200 Contos. Auf jedes der 200 Geschäfte (50 wollen wir als reine Reparaturwerkstätten abrechnen) kämen also 6 Contos. Ein Gang durch die Rua Ouvidor, die Avenida Rio Branco und die Rua Quitanda genügt aber, um uns die Gewißheit zu verschaffen, daß allein in den Schaufenstern von Dutzenden von Geschäften nicht Waren im Werte von 6, auch nicht von 60, wohl aber von 600 und 1200 Contos liegen. Von den Lagervorräten ganz zu schweigen! Wo kommen diese Waren her? Aus dem Inlande gewiß nicht, obwohl wir Gold und Edelsteine gewinnen, denn die Bearbeitung des Metalls und der Steine erfolgt fast durchweg im Auslande, wo die Arbeitskräfte billiger und geschulter und die erforderlichen Einrichtungen in großem Maßstabe vorhanden sind. Also müssen sie aus dem Auslande kommen, und zwar, da sie das Zollamt nicht passieren, auf dem Wege des Schmuggels. Gerade diese Waren lassen sich ja sehr bequem schmuggeln. Der größte Teil der in Frage kommenden Firmen begnügt sich offenbar damit, gelegentlich einmal der Form halber irgend eine kleine Sendung verzollen zu lassen, während sie für den Rest die billigere Einfuhr durch den Schmuggel wählt. Unseres Erachtens würde es sich aber für die Zukunft empfehlen, wenn die Herren Vereinbarungen über die zu verzollenden Gegenstände treffen wollten, denn wenn die Statistik in einem Semester für eine luxuriöse und verschwenderische Millionenstadt eine Einfuhr von Perlen für 3848000 und von Platin für 42448933 aufweist, so ist das doch gar zu verdächtig.

Dentsch-evangelische Gemeinde Rio de Janeiro (Rua Menezes Vieira ant. Rua dos Invalidos Nr. 119). Jeden Sonntag Gottesdienst, vorm. 10 Uhr; am letzten Sonntag des Monats Abendgottesdienst um 7 1/2 Uhr.

Geschäftsstelle. Nachdem wir unser Bureau mit dem des Herrn Paul Müller vereinigt haben, hat Herr Müller sich in liebenswürdigster Weise bereit erklärt, uns bei Abwicklung des Verkehrs unserer Geschäftsstelle zu unterstützen. Wir haben von diesem Anerbieten mit Dank Gebrauch gemacht und Herrn Paul Müller ermächtigt, Gelder und Aufträge für uns anzunehmen und Quittung zu erteilen. Wir bitten unsere Leser und Geschäftsfreunde, hiervon Kenntnis zu nehmen.

Zum Ausweisungsgesetz.

Seit der Einbringung des vielerörterten Gesetzesprojektes betreffend die Ausweisung fremder Streik-anstifter ist Herrn Dr. Adolpho Gordo von der Presse wiederholt die Gelegenheit gegeben worden, sich über seinen Plan sehr ausführlich zu äußern. Man hat seine Worte, die er zu den ihn interviewenden Reportern sagte, sowie auch die, die er in den Wandelgängen des Kammergebäudes hat fallen lassen, mit einem wahrhaft religiösen Eifer registriert. Aus allen diesen Äußerungen gewinnt man den Eindruck, daß der Herr Bundesdeputierte einen gesunden Schlaf haben muß, denn er hat es fertig gebracht, zweiundzwanzig Jahre zu verschlafen. Ein solcher Schlaf sei bei alten reaktionären Staatsmännern wohl nichts seltenes, daß aber ein republikanischer Parlamentarier, ein Vorkämpfer der Republik und Vorbote des Völkerfrühlings, auf dem sanften Ruhekissen seines guten Gewissens und seines wohlgefüllten Beutels über zwanzig Jahre dahinträumt, das dürfte doch nicht mehr als alltäglich angesehen werden.

Unsere Leser, die am Ende des Jahres 1890 schon in Brasilien waren, werden sich vielleicht noch erinnern, welchen Sturm zwei Artikel des soeben veröffentlichten Strafgesetzbuches entfesselten. Die Arbeiter — es waren ihrer damals viel weniger als heute — strömten zusammen und hielten Protestversammlungen ab; nach Rio wurden energische Telegramme gesandt und viele der Namen, welche die Protestäußerungen unterstützten, gehörten Leuten, die weder Anarchisten noch Sozialisten, ja nicht einmal Arbeiter im engeren Sinne des Wortes waren. Die gedachten Artikel waren 205 und 206 und lauteten: Art. 205. Arbeiter unter Versprechung einer Entlohnung oder Androhung eines Übels verführen oder verleiten, daß sie die Etablissements, in welchen sie angestellt sind, verlassen — Strafe: Zellenhaft von ein bis 3 Monate und Geldstrafe von 200 bis 500 Milreis.

Art. 206. Die Arbeitseinstellung zu dem Zwecke, von den Arbeitern oder Arbeitgeberern eine Verlängerung oder Verkürzung der Arbeitszeit oder des Lohnes zu verursachen oder zu provozieren — Strafe: Zellenhaft von ein bis drei Monate.

§ 1. Wenn zu diesem Zwecke die Interessierten sich vereinigen — Strafe: Den Leitern oder Häuptern der Vereinigung Zellenhaft von zwei bis sechs Monate.

§ 2. Wenn Gewalt angewendet wird — Strafe: Zellenhaft von sechs Monaten bis zu einem Jahr außer den anderen Strafen, die sie durch die Gewalttat verschulden.

Wir wollen die achtbaren Herren nicht nennen, die dafür eingetreten waren, daß diese zwei Artikel in das von Herrn Baptista Pereira entworfene Strafgesetzbuch aufgenommen wurden; nur das wollen wir erwähnen, daß sie engere Freunde und Landsleute des Herrn Adolpho Gordo waren.

Die in den kurzen Artikeln enthaltenen Gedanken sind genau dieselben, die jetzt Herr Adolpho Gordo in seinem langen Projekt wiederholt hat und deshalb vermuten wir, daß der letztere die zweiundzwanzig Jahre verschlafen hat und nicht weiß, daß damals die öffentliche Meinung, die unter der provisorischen Egießung sich noch nicht so äußern konnte wie heute, die Machthaber zwang, schon am 12. Dezember 1890 die beiden Artikel durch das Dekret 1162 umzuändern, so daß sie einen wesentlich anderen Sinn bekamen. Die Strafen blieben wie sie waren, aber das Dekret betonte bei den beiden Artikeln ausdrücklich, daß die Strafen

nur für den Fall zu verhängen seien, wenn die Streiklustigen ihre Kollegen durch die Anwendung von Gewaltmitteln von der Erfüllung ihrer Pflichten abhalten. Nach der ersten Fassung war jeder Streik und jeder Streikversuch bei empfindlicher Strafe verboten und damit die Lohnsklaverei etabliert. Nach der Umänderung bekamen die zwei Artikel die einzig richtige Form, und von da an erschien der Streik und Streikversuch gestattet, nur hatten sich die Beteiligten einer friedlichen Haltung zu befleißigen. Der Verfasser unseres Strafgesetzbuches, Herr Baptista Pereira, hat in seinen „Notas historicas sobre oCodigo Penal“ die erste Fassung der beiden Artikel zu verteidigen versucht und die wirklich heitere Behauptung aufgestellt, daß die Bestimmungen nur die Absicht verfolgt hätten, „die Arbeit zu schützen“; die „Intoleranz und der parteiische Geist der Gegner“ habe aber den Gedanken entstellt und der Regierung „tyrannische Absichten“ nachgesagt. Durch diese Äußerungen hat der Rechtsgelehrte sich schon genügend charakterisiert und er hätte gar nicht mehr hinzusetzen brauchen, daß die Koalition, „auch wenn sie ohne materielle Mittel“ auftrete, einen strafbaren Charakter trage (caracter delictoso), um zu zeigen, daß in ihm ein Erzreaktionär steckte. Gelingen ist es auch, daß Baptista Pereira zur Bekräftigung seiner Ansichten in den „Notas historicas“ die Äußerungen französischer Rechtsgelehrten zitiert, die diese im Jahre 1848, also vor dem Anfang der modernen Arbeiterbewegung, ausgesprochen haben.

Herr Dr. Adolpho Gordo steht auf dem Standpunkt Baptista Pereiras, d. h. er vergißt, daß die zwei Artikel, die dieser Herr in dem Strafgesetzbuch über die Streiks und ihre Berechtigung aufgenommen hat, schon vor dem Inkrafttreten des Kodex abgeändert werden mußten. Würde er dies nicht vergessen haben oder nicht verkennen, dann würde er nicht mehr einen solchen Versuch wagen, der mit den zwei Artikeln eine verzweifelte Ähnlichkeit hat, denn das Ausweisungsprojekt richtet sich ebenso scharf gegen das Koalitionsrecht wie die zwei genannten Artikel des Pereiraschen Kodexentwurfes.

Wie aber die Bestimmungen einander ähneln, so ähnelt auch die Begründung Dr. Adolpho Gordos der Baptista Pereiras. Beide sprechen von der Freiheit der Arbeit, die sie durch ihre Gesetze garantieren wollen und beide wollen den Eindruck erwecken, als ob der Streik etwas wäre, was den Arbeitern von dritter Seite aufgezwungen wird, und doch weiß jedes Kind, daß die Arbeiter es sind, die einen Streik beginnen in der Erwartung, ihre Lage irgendwie — sei es nun durch Herabsetzung der Arbeitszeit oder durch die Erhöhung des Lohnes — aufzubessern. Dr. Adolpho Gordo spricht ebenso wie Baptista Pereira von einer friedlichen Arbeiterschaft, die durch die Streiks Schaden erleide, und sie unterscheiden sich in ihren Auslassungen nur darin, daß Baptista Pereira nur von Streiklustigen schlechterdings sprach, Gordo dagegen diese ihm in tiefster Seele verhaßten Störenfriede ausnahmslos unter den Fremden sucht. Hier dürfte Herr Adolpho Gordo an eine Festsetzung der Grenzen der Freiheit erinnert werden, die, wenn wir uns nicht irren, entweder von João Barbalho oder von José Hygino stammt. Die Freiheit des einen Individuums hört dort auf, wo die Freiheit der Gesellschaft beginnt und umgekehrt. So hat der Bürger die volle Freiheit, auf dem Bürgersteig geradeaus zu gehen, sie hört aber auf, wenn ein anderer ihm entgegenkommt, der dieselbe Freiheit besitzt. Dann müssen sie beide einen Teil ihrer Frei-

heit opfern und einander answeichen. Das ist das, was man in populärer Sprache den Ausgleich der Rechte nennt. Nach diesem Ausgleich der Rechte ist es selbstverständlich, daß die Streiklustigen ihre anders gesinnten Kollegen nicht mit Gewalt zur Annahme ihres Standpunktes zwingen, und ebenso steht es den Arbeitslustigen wieder nicht zu, die Streiker unter Anwendung von Gewaltmitteln zur Wiederaufnahme der Arbeit zu zwingen.

Wenn Herr Adolpho Gordo die Entwicklung Brasiliens seit der Abänderung der zwei Artikel des Strafgesetzbuches genau verfolgt hätte, dann würde er die Erfahrung besitzen, daß diese Artikel in der gegenwärtigen Form genau das garantieren, was sie nach der Verfassung garantieren müssen — die Freiheit der Arbeit und des Kapitals. Bei seiner Intelligenz wäre es ihm nicht schwer geworden, den Schluß zu ziehen, daß eine Retourkutsche die bedenklichsten Folgen nach sich ziehen muß. Die Äußerungen der Arbeiter im Oktober und November 1890 hätten den Bundesdeputierten belehren sollen, daß sie nicht mehr gewillt sind, sich nach Gesetzen behandeln zu lassen, die nach dem Eingeständnis Baptista Pereiras aus den Jahren 1818 und 1849 stammen und ihnen alles streitig machen, was die Kämpfer für ihre Interessen in mehr als sechzig Jahren errungen haben. Die Arbeiter verlangen hier dasselbe, was sie anderswo verlangt haben, mit dem Unterschiede nur, daß sie hier als unorganisierte Masse nicht die Macht haben, ihren Forderungen einen Nachdruck zu verleihen. Der Staat und vor allen Dingen die Republik sollte aber nicht darauf warten, daß die Arbeiterschaft sich etwas erzwingen, sondern man sollte aus der Geschichte lernen und die Erfahrungen anderer verwerten. Zur Produktion gehören Ideen, Material, Kapital und Arbeit, und da wir doch unmöglich den Kampf aller gegen alle predigen wollen, so müssen wir den Ausgleich der Rechte der beteiligten Faktoren anstreben, unbekümmert darum, daß derjenige, der das Prinzip dieses Ausgleiches unter dem Schlagwort „Gegenseitige Unterstützungspflicht“ aufstellte, der Begründer des Anarchismus war. Dieser Ausgleich ist aber nicht möglich, wenn reaktionäre Gesetzgeber, anstatt sich nach dem in Jahrzehnten für recht Erkannten zu richten, in die Vorzeit der sozialen Bewegung zurückkutschieren.

Aus aller Welt.

Die Haftung des Staates für seine Beamten. Durch ein Versehen des Konkursamtes wurde in Basel eine „unschuldige“ Firma in Konkurs erklärt. Trotz sofortiger Berichtigung fühlte sich die Firma derartig geschädigt, daß sie den Kanton Baselstadt für das Versehen seiner Beamten haftbar machte und eine Entschädigungsfordernng von 2000 Fr. stellte. Eine Entschädigung von 500 Fr., die der Regierungsrat anbot, lehnte sie ab. Das Zivilgericht erkannte auf eine Entschädigung von 300 Fr., welche Höhe auch das Appellationsgericht als entsprechend erachtete.

Die Leistungen der deutschen Eisenbahn bei den letzten Kaisermanövern. Die diesjährigen Manöver stellten an die Eisenbahnverwaltungen, in erster Linie an die sächsischen Eisenbahnen, wegen der außerordentlich großen Zahl der an den Manövern teilnehmenden Truppen ungewöhnlich hohe Anforderungen. Es nahmen bekanntlich außer dem zwölften und neunzehnten (sächsischen) Armeekorps das dritte und vierte Armeekorps, die neunte schlesische Infanteriedivision,

die bayerische Kavalleriedivision und noch mehrere Artillerieverbände teil. Die Gesamtzahl der aus dem Manöver nach ihren Garnisonen zurückgeschafften Mannschaften usw. ist aus dem folgenden zu ersehen: Es wurden im ganzen transportiert rund 3800 Offiziere, 87.550 Mannschaften, 37.750 Pferde, 13.040 Fahrzeuge und 675.000 Kilogramm Gepäck. Davon wurden auf sächsischen Stationen verladen rund 2880 Offiziere, 65.620 Mannschaften, gegen 12.940 Pferde, 1050 Fahrzeuge und 536.000 Kilogramm Gepäck. Die Anzahl der für den Rücktransport bereitgestellten Sonderzüge betrug 167. Davon gingen 42 Züge von preußischen Stationen aus, 125 von sächsischen Stationen. Von diesen kamen 3 auf den 13. September, 35 auf den 14. September, 53 auf den 15. September, 28 auf den 16. September und 5 auf den 17. September. Die Leitung der gesamten Transporte geschah von Leipzig aus, dort war die Zentralstelle der Organe der Eisenbahn- und Militärbehörden. Am stärksten war am Rücktransport beteiligt Riesa mit 26 Sonderzügen, dann folgte Oschatz mit 23, Grimma mit 16, Krieritsch mit 12, Döbeln mit 10, Wurzen mit 9, Leisnig mit 7, Großbothen und Ostrau mit je 6, Dahlen mit 5, Altenburg mit 4 Sonderzügen und Röderau mit einem. Der ganze Rücktransport verlief in voller Pünktlichkeit und ohne den geringsten Unfall, was bei der kolossalen Zahl der transportierten Menschen, Tiere und Gegenstände als ein hervorragendes Ergebnis bezeichnet werden muß. Selbstverständlich bedarf der Manöververkehr sorgfältigster Vorbereitungen, wenn alles nach Wunsch vor sich gehen soll, denn es stellen sich der glatten Abwicklung des Verkehrs, der möglichst in keiner Beziehung leiden soll, — vor allem darf der fahrplanmäßige Personenverkehr nicht beeinträchtigt werden — viele Schwierigkeiten in den Weg.

Die Juwelen der Gräfin Haugwitz gestohlen. In Wien ist jetzt der zweite große Juwendiebstahl im Verlauf weniger Wochen verübt worden. Vor kurzem erbeuteten Diebe in einem der vornehmsten Wiener Hotels die Juwelen der Gräfin Lazarescu und jetzt fiel ihnen der wertvolle Familienschmuck der Gräfin Haugwitz zum Opfer. Die Gräfin ist die Gattin des Kämmerers Grafen Haugwitz auf Schloß Orsowa. Sie war mit ihren beiden Söhnen nach Wien gekommen, um von dort aus die Reise nach Abazzia anzutreten. In der Begleitung der Gräfin befanden sich die Kammerjungfer, die Erzieherin und die Kinderfrau. Vor der Abreise nach Abazzia hatte die Gräfin noch einige Verwandte in der Umgebung Wiens zu besuchen. Sie verließ deshalb mittags gegen 1 Uhr das Hotel und erklärte ihrer Dienerschaft, daß sie erst in den Abendstunden zurückkehren würde. Dies müssen Diebe rechtzeitig in Erfahrung gebracht haben. Sie warteten den Augenblick ab, wo auch die Dienerschaft die Apartements der Gräfin verließ und drangen dann in die Zimmer ein. Als gegen 5 Uhr nachmittags die Kammerjungfer, die schon seit Jahren in den Diensten der Gräfin steht, in das Hotel zurückkehrte, fand sie in den drei Zimmern der Gräfin alle Koffer und Behältnisse erbrochen vor. Auf dem Fußboden lagen die Toiletten der Gräfin und nach kurzer Orientierung konnte die Kammerjungfer feststellen, daß aus einem der Koffer eine Kasette aus lilafarbenem Leder verschwunden war, die den ganzen Schmuck der Gräfin enthalten hatte. Es waren zahlreiche goldene mit Edelsteinen aller Art besetzte Armbänder, Broschen und Spangen. Obgleich sofort die Sicherheitsbehörden benachrichtigt wurden, konnten die Diebe bis jetzt noch nicht ermittelt werden.

Vater oder Gatte? „Soll im Augenblicke der Gefahr ihrem Gatten beistehen oder ihren Vater retten?“ Diese Gewissensfrage stellt der „Daily Mirror“ anlässlich des Dramas, welches sich vor kurzem in der Rue Murillo in Paris abgespielt hat. Eine junge Frau hat ihren Mann getötet, um ihren Vater, dessen Leben sie durch ihren Gatten für bedroht hielt, zu schützen. Ein schwerer Kampf hat sich jedenfalls in der Brust der Armen abgespielt, auf die zwei mächtige Empfindungen, die Liebe zu dem greisen Vater und zu dem Gatten, gleichzeitig einstürzten. Ein Zwiespalt, der sich vortrefflich als Sujet für ein Drama eignen würde. Die Antworten der Leser, welche bis jetzt veröffentlicht worden sind, lauten größtenteils zugunsten des Gatten. Während in einigen Zuschriften die Ueberzeugung ausgesprochen wird, daß eine Frau vor allem ihren Vater retten muß, weil sie ihm das Leben verdankt, vertreten die anderen den Standpunkt „Du sollst Vater und Mutter verlassen und dem Manne folgen.“ Zudem gilt ihnen der Gatte als Ernährer seiner Familie höher, denn er bedeutet für diese eine sorglose Zukunft, und ihm verdankt die Frau die Kenntnis des Lebens. Die armen Väter werden sich vor diesem Urteilsspruch schwerlich widerspruchslos beugen und logisch erklären: ob Vater oder Gatte — der Ueberfallene muß geschützt werden. Freilich muß man in solcher Lage nicht gleich selbst zur Mörderin werden. Auch ein bißchen um Hilfe schreien nützt oft!

Englands Angst vor deutschen Luftschiffen. Eine seltsame Geschichte wird von einigen Morgenblättern der kürzlich erschienenen Ausgabe der Wochenschrift „Aeroplane“ übernommen: „Es ist über allen Zweifel festgestellt“, sagt „Aeroplane“, „daß das geheimnisvolle Luftschiff, das am 14. Nov. über Sheerneß erschien, einer der deutschen Zeppelins war. Eine sorgfältige Umlage in Deutschland hat ergeben, daß sich zu jener Zeit ein Zeppelin auf der Fahrt in der Richtung nach England befand. Sachverständige, die einen Unterschied aus dem Surren der Maschinen der Luftschiffe heraushören können, sind gleichfalls überzeugt, daß das über Sheerneß erschienene Luftschiff ein Zeppelin war.“

Die „Loreley“. Bekanntlich ist Exsultan Abdul Hamid auf dem deutschen Schiffe „Loreley“ von Saloniki nach Konstantinopel gebracht worden. Dies erinnert daran, daß schon einmal ein preußisches Schiff gleichen Namens einem entthronten Herrscher einen großen Liebesdienst erwiesen hat. Als der letzte König beider Sizilien, Franz II., sich in Gaeta verteidigte, hätte er gerne eine geheime Botschaft nach Messina gesendet. Da ihm selbst kein Schiff zur Verfügung stand, wendete er sich an den preußischen Gesandten in Neapel, Grafen Perpoucher, mit der Bitte, ihm die „Loreley“, die zum Schutze der Preußen im Hafen stationiert war, zur Verfügung zu stellen. Um der Form zu genügen, fragte Perpoucher beim Minister Schleinitz in Berlin an, aber zufällig war der „Draht“ gerissen, und so leistete der Gesandte dem König den gewünschten Dienst auf eigene Verantwortung. Natürlich erregte diese Stellungnahme großes Aufsehen, aber Schleinitz, der mit Perpoucher ganz einverstanden war, weigerte sich, irgendwelche Erklärung über den Schritt des Gesandten zu geben.

Portugiesische Auswanderung. Die Auswanderung nimmt in Portugal, trotz der mäßig dichten Bevölkerung (etwa 66 auf den km) und trotz der Fruchtbarkeit des Bodens in den letzten Jahren beständig zu und soll im laufenden Jahre die Ziffer von 80.000 Köpfen erreichen. In den nördlichen Bezirken des Landes sind ganze Dörfer entvölkert, da

nicht mehr wie früher bloß die Männer auswandern, sondern ganze Familien wegziehen und von Uebersee nicht mehr zurückkehren. Holzarbeiter, besonders geübte Handsäger sind in Portugal nur mehr schwer aufzutreiben, da sie in Brasilien bei reichlicherer Kost und besserer Wohnung einen höheren Geldlohn finden als im Mutterlande. Dies hat bereits zu einer Teuerung des Holzes in Portugal geführt, wozu freilich auch die mangelhafte Nachforstung mithilft. Die Teuerung in Portugal und die Bequemlichkeit der Schiffsverbindungen begünstigen die Auswanderung. Im Zusammenhange mit der Entleerung des Landes von Arbeitskräften durch die Auswanderung sind auch die Löhne gegen früher allgemein gestiegen und betragen z. B. derzeit (in österreichische Währung umgerechnet) für die Woche 35 K. für ältere und 50 K. für jüngere Küfer.

Deutsche im Ausland. Das Ziel der meisten deutschen Auswanderer sind noch immer die Ver. Staaten von Nordamerika. Nach der amtlichen deutschen Statistik sind im Jahre 1910 insgesamt 22.773 Deutsche nach der Union gegangen. Die Zahl der deutschen Einwanderer (ausschließlich der Juden) stellte sich im Jahre 1909—10 in Kamerun auf 1516 Personen gegen 1257 im Vorjahre. Neuerdings geht ein recht erheblicher Teil der deutschen Auswanderer nach den südamerikanischen Republiken. Im Jahre 1909 kamen nach Argentinien 3201 Deutsche, nachdem im Jahre 1857 bis 1909 schon 43.856 Deutsche dort eingewandert waren. Im Jahre 1907 waren in Chile von 134.524 Ausländern 10.724 Deutsche. Von den Einwanderern Venezuelas waren im Jahre 1909 385 deutscher Nationalität. In Deutsch-Ostafrika betrug die Zahl der Weißen am 1. Januar 1911 insgesamt 4227. Von diesen waren 3113 Deutsche. In Deutsch-Südwestafrika kamen auf 13.962 Weiße 11.140 Deutsche. Die weiße Bevölkerung Kameruns stellte sich am 1. Januar 1911 auf 1455 Köpfe. Hiervon waren 1311 Deutsche. Im alten Schutzgebiet Neu-Guinea wohnen 748 Weiße, darunter befinden sich 578 Deutsche. Auf den Ost- und Westkarolinen, Marschallinseln usw. wurden unter 421 Weißen 194 Deutsche ermittelt. Die fremde Bevölkerung Chinas in den geöffneten Häfen bezifferte sich im Jahre 1910 auf 141.868 Personen. Darunter waren nur 4106 Deutsche. In Aegypten waren im Jahre 1907 insgesamt 1847 Deutsche ansässig. In Frankreich wurden 35.836 Männer und 52.000 Frauen deutscher Nationalität gezählt. In Italien gab es 5748 ansässige und 997 vorübergehend anwesende Deutsche. In den Niederlanden gab es im Jahre 1909 37.534 deutsche Staatsangehörige. Von den im Auslande geborenen Einwohnern Dänemarks stammten aus Schleswig 23.670 und aus dem übrigen Deutschland 11.391 Personen. In Schweden wurden im Jahre 1900 5107 Deutsche gezählt.

Österreich's Volkszählung. Die seit langem mit Spannung erwarteten genauen Ergebnisse der letzten österreichischen Volkszählung sind soeben erschienen. Die Bevölkerungszahl beträgt 28.571.934 Personen. Von den 27.963.872 österreichischen Staatsbürgern gehörten 9.950.266 der deutschen, 6.435.983 der tschechischen, 4.967.984 der polnischen, 3.518.854 der ruthenischen, 783.334 der italienischen und 10.974 der madjarischen Umgangssprache an. Aus dem in einer Zeit der Verschärfung nationaler Gegensätze mit größter Spannung erwarteten Ergebnisse der Umgangssprachenerhebung der österreichischen Staatsbürger (27.963.872 Personen) ist hervorzuheben, daß sich eine Verschiebung zu Gunsten der polnischen, der serbisch-kroatischen und der rumänischen Sprache ergab, der Anteil der madjarischen Sprache unverändert blieb, und jener der

übrigen Sprachen abnahm. Der Zunahme der österreichischen Staatsbürger seit der Zählung von 1900 mit 9,09 v. H. stehen die einzelnen Umgangssprachen mit folgenden Zunahmeprozenten gegenüber: Rumänisch 19,12, Polnisch 16,64, Madjarisch 15,32, Serbisch-Kroatisch 10,11, Deutsch 8,5, Tschichisch 8,07, Italienisch 5,68 (im vorausgegangenen Jahrzehnt 7,67), Slowenisch 5,04, und Ruthenisch 4,24. Interessant ist die Tatsache, daß die nationalen Minoritäten im allgemeinen der Zahl nach zurückgegangen sind. So zählte Wien im Jahre 1900 6,69 Proz. Tschechen. Sie haben überdies Verluste in Ober-Oesterreich, Salzburg und Galizien aufzuweisen, die Deutschen in Galizien und Krain. Der starke Rückgang der Deutschsprachigen Galiziens erklärt sich aus der massenhaften Hinüberschwenkung des galizischen Judentums zur polnischen Umgangssprache. Das bauerliche Deutschtum Galiziens hat gewonnen. Die slowenische Sprache hat in Kärnten an Gebiet verloren.

Einführung des Achtstundentages in amerikanischen Staatsbetrieben. Ein in der letzten Kongresssession zur Verabschiedung gelangtes Bundesgesetz verfügt die Einführung des Achtstundenarbeitstages in allen Staatsbetrieben sowie in Privatbetrieben bei Ausführung von Kontrakten für staatliche Lieferungen. Das Anwendungsgebiet dieses Gesetzes ist beschränkt. Sektion 2 bestimmt, daß dieses Gesetz keine Anwendung findet für Kontrakte, welche sich beziehen auf Transporte zu Wasser und Land, auf Nachrichtendienst oder Lieferungen solcher Artikel, welche gewöhnlich im offenen Markte erhältlich sind, mit Ausnahme von Panzern und Panzerplatten, oder auf die Herstellung von Erdaufschüttungen und Rasenbekleidungen als Schutz gegen Austritt des Wassers aus den Flußbetten, und zwar der schiffbaren Flüsse. Ueberdies ist dem Präsidenten die Befugnis eingeräumt, während eines Krieges oder in Kriegsgefahr das Gesetz zu suspendieren und außerdem entfällt die Strafbarkeit für Verletzungen dieses Gesetzes bei außergewöhnlichen Vorkommnissen oder bei ausnahmsweisen Verhältnissen in der Industrie, dann bei Elementarereignissen, wie Feuer oder Ueberschwemmung, bei Hungersnot, Gefahr für Leben oder Eigentum sowie überhaupt bei außerordentlichen Umständen, mit Rücksicht auf welche der Präsident die Verletzung dieses Gesetzes nachträglich als entschuldigt erklären kann. Das Gesetz tritt am 1. Januar 1913 in Kraft.

Rußland hebt die Verbannung nach Sibirien auf. Eine allgemein interessierende Nachricht kommt aus Petersburg. Danach soll Rußland abermals um eines seiner „Wahrzeichen“ ärmer werden. Der russische Justizminister hat einen Gesetzentwurf ausarbeiten lassen, der die vollständige Aufhebung der Zwangsarbeit in Sibirien vorsieht. Dafür wird die Zwangsarbeit (als Zuchthausstrafe) in ganz Rußland eingeführt und zwar unter dem Fortfall der Bestimmung, daß jeder Zwangsarbeiter nach Ablauf der Strafe anzusiedeln ist. Dafür soll die Polizeiaufsicht treten. Da durch den Friedensschluß mit Japan die Zwangsarbeit auf der Insel Sachalin nicht mehr statthaft ist, weiß man in Rußland tatsächlich nicht mehr, wo die Zwangsarbeiter im fernen Osten untergebracht werden sollen. Die freie Bevölkerung Sibiriens murt so laut gegen die Ueberschwemmung dieses Landes mit dem Abschub des europäischen Rußland, und die Zwangsarbeiter erweisen sich so deutlich als das größte Hindernis für eine gedeihliche Entwicklung dieses größeren Rußlands, daß in Petersburg an eine Abänderung des bisherigen Strafsystems gedacht werden muß. Mörder, die nicht vor einem Kriegsgericht stehen, verfallen der Ka-

terga (Zwangsarbeit), ebenso rückfällige Diebe und andere schwere Verbrecher. Diese Elemente haben in Sibirien den Bauern das Leben in manchen Gegenden unerträglich gemacht und nicht zuletzt die dort geborenen Nachkommen ehemaliger Zwangsarbeiter sind es, die um Schutz gegen jene „Landplage“ bitten. Wenn wir Ausländer von sibirischen Verbannten lesen und hören, denken wir nur an die politischen Verbrecher, die in den Schilderungen der meisten Reisenden — das muß einmal gesagt werden — zu gut fortkommen; denn es gibt unter den „Politischen“ doch viele, die kein bürgerlicher Staat ihre anarchistischen „Weltbeglückungs-ideen“ ausführen lassen könnte. Ob die Bestrafung auf administrativem Wege zu Zwangsarbeit aufgehoben werden wird, scheint übrigens noch nicht festzustehen, aber auch hier wird man reformieren müssen. Alle diese Verbesserungen im Strafvollzug werden sich nur langsam vollziehen, weil erst eine ganze Anzahl Zuchthäuser zur Unterbringung der jetzigen Zwangsarbeiter zu erbauen ist.

Ein deutscher Professor als Spion verhaftet. Nächst Misurina nahe an der tirolisch-italienischen Grenze ist kürzlich der reichsdeutsche Philosophieprofessor Friedrich Bach aus Palling in Oberbayern unter dem Verdacht der Spionage von Carabinieri verhaftet und nach Auronzo eingeliefert worden. Bach hat sich seit mehreren Tagen in Misurina aufgehalten. Er soll versucht haben, Einzelheiten über die dort im Bau begriffenen neuen italienischen Befestigungsanlagen zu erfahren. Man fand bei dem Verhafteten eine Anzahl Karten des Geländes mit Einzeichnungen und viel stenographische Notizen, außerdem einen Revolver.

Einen qualvollen Todesschrecken hatte ein 29jähriger Hilfsbahnwärter auszustehen, der in der Nähe des Berliner Bahnhofs Putzitzstraße mit dem rechten Fuße in einer Weiche stecken geblieben war und ihn nicht daraus befreien konnte. Als ein Zug herankam, machte der Bahnwärter dem Lokomotivführer Zeichen, damit er den Zug zum Halten bringe, aber es war zu spät! Der bedauernswerte Mann hatte aber noch die Geistesgegenwart, sich hinzuwerfen, sodaß der Zug nur den Unterschenkel des rechten Beines abfuhr. Der Bahnwärter bleibt zwar am Leben erhalten, verliert aber das ganze rechte Bein vollständig.

Vermischte Nachrichten.

Der Eherekord der Burenfrau. Aus Natal wird berichtet: Einen einzigartigen Rekord in der Weltchronik der Ehe darf eine Burenfrau für sich in Anspruch nehmen, die in Pretoria lebt. 78 Jahre zählt sie und kann sich rühmen, mehr Männer gehabt zu haben und mehr Kinder zu besitzen als alle anderen Frauen in Südafrika. Frau Theila de Beer ist heute Witwe; sie begann die stattliche Reihe ihrer Ehen als 18jähriges Mädchen. Damals heiratete sie Petrus Jakobus Lubbe, der aber bald starb und sie mit einem Kinde zurückließ. Zehn Monate später nahm sie einen anderen Mann, einen Witwer mit drei Kindern, aber nach einem Jahr und fünf Monaten entriß das Schicksal ihr auch diesen Lebensgefährten, und sie blieb als Witwe mit vier Kindern zurück. Zum dritten Male trat sie fünf Monate später vor den Traualtar, auch diesmal schenkte sie einem Witwer ihre Hand, nur daß der diesmal gewählte Gatte gleich sieben Kinder mit in die Familie brachte. Mit ihm lebte sie elf Jahre lang in glücklicher, friedlicher Ehe, schenkte sieben Kindern das Leben, aber dann ward ihr auch dieser Mann entrisen. Nun blieb sie fünf Jahre

lang Witwe, doch nach Ablauf dieser Zeit heiratete sie zum vierten Male, diesmal einen Witwer mit acht Kindern. Sie schenkte ihrem Manne noch vier Kinder dazu, und nach elf Jahren starb der glückliche Vater. Fünf Jahre darauf heiratete sie Hendrik Kloppe; nach elf Jahren mußte auch er in die Grube, nachdem er an zehn Kindern Vaterfreuden erlebt hatte. Nun gingen zwei Jahre ehelos dahin; als aber die Witwe Hendrik van Wyk kennen lernte, sprach ihr Herz noch einmal und sie reichte diesem sechsten Erwählten die Hand. Hendrik van Wyk war gleich der Mehrzahl seiner Vorgänger Witwer und brachte fünf Kinder mit in die Familie. Vor kurzem hat ihn nun der Tod dahingerafft, nachdem er elf Jahre lang als glückliches Familienoberhaupt dem höchst stattlichen Haushalte vorgestanden hatte. Die trauernde Witwe ist heute Mutter und Stiefmutter von neunundvierzig Kindern und zugleich Großmutter von 270 Kindern.

Die größte Briefmarken-Ausstellung der Welt. Gegen 300.000 seltsame Briefmarken, die einen Wert von etwa sechs Millionen Mark darstellen, sind auf der soeben eröffneten Internationalen Ausstellung in London zu sehen. Diese Ausstellung, die die großartigste Veranstaltung ihrer Art bisher überhaupt ist, hat Philatelisten aus allen Weltheilen herangezogen und beschäftigt alle Kreise Englands, vom König, der ein begeisterter Briefmarkensammler ist, bis zu den Schuljungen, die ihre Marken tauschen; die bunten Papierstückchen sind versichert, werden auf das Sorgsamste bewacht und nachts in sichere Safes eingeschlossen. Der Stolz der Ausstellung ist die Platte, von der die Pennys- und Zweipennys-Mauritius-Marken gedruckt wurden; ihr Wert wird auf 100.000 Mark geschätzt. Die Marken selbst, von denen nur 27 Exemplare bekannt sind, kosten 27.000 Mark das Paar. Zu den größten Seltenheiten gehört eine Serie von Uruguay-Marken. Die seltenste Briefmarke, die vorhanden ist, ist aber eine grüne chinesische Marke für Expresbriefe, die aus vier perforierten Abteilungen besteht. Wer in China Eilbriefe versendet, bekommt von dieser Marke nur eine Abteilung, während die chinesische Post die übrigen drei zurückbehält, und jeden, der sich in ihren Besitz setzt, mit schwerer Strafe bedroht. Dem englischen Sammler Harte-Lovelace gelang es, während der chinesischen Revolution sich in den Besitz einer vollständigen Marke zu setzen, der einzigen, die es bisher außerhalb Chinas gibt. 40.000 Mark ist eine Zweicent-Missionar-marke von Hawai wert, die in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts von den Missionaren Hawaiis verwendet wurde und außerordentlich selten ist.

König Peters Dachkammerwohnung. Es dürfte gewiß nicht uninteressant sein, zu erfahren, daß König Peter von Serbien vor 25 Jahren in Paris in einer kleinen, bescheidenen Dachkammer wohnte. In den Jahren 1886/87 lebte er als armer Kronprätendent in Paris und ließ sich Peter Karageorgievic nennen. Der Portier des Hauses Rue Joffroy ahnte nicht, daß Herr Peter einst ein König sein und im Mittelpunkt des Interesses stehen würde. Heute macht er jeden darauf aufmerksam, daß hier oben einstmals im Dach der jetzige König von Serbien als schlichter Privatmann sein Leben fristete. Wer ein kleines Trinkgeld nicht scheut, kann sogar den Mietkontrakt einschen, der auf den Namen Peter Karageorgievic — die Bezeichnung „Prinz“ ist weggelassen — lautet. Auch die eigenhändige Unterschrift des Königs ist hier zu sehen sowie der Umstand, daß ein späterer König mehrere Jahre in seinem Leben die gewaltige Mietsumme von 750

Frank gezahlt hat. Diese 750 Frank scheinen sogar für die triste Dachkammer, in der König Peter im Jahre 1887 wohnte, zu viel zu sein. Dem Portier des Hauses wurden bereits von Amerikanern ganz beträchtliche Summen für Ueberlassung des Mietkontrakts geboten, da es sich hier um eine Kuriosität handelt, die sicherlich nur einmal in der Welt vorhanden ist. Der Portier weigert sich aber, das wertvolle Dokument aus den Händen zu lassen, das für ihn eine Quelle großer und häufiger Trinkgelder ist. Die Gegend, in der das Haus liegt, ist auch nicht die vornehmste, wie aus einem Erlebnis hervorgeht, das König Peter als Prinz mit zwei Apachen hatte. Ob König Peter seine Dachkammer besuchen wird, wenn er im Elyséepalast wohnen wird? Er würde dadurch, wie selten ein anderer Mensch, auf die Wandelbarkeit alles Irdischen hingewiesen werden.

Der Herr General. Während des Philippinenkrieges machte eines Tages General King persönlich die Runde bei den Vorposten: er hatte einen neuen Uniformrock an mit funkelnden Goldknöpfen. Einer der Posten, ein Rekrut, unterließ es, dem General die gebührenden Hommages zu machen. „Sind Sie hier auf Posten?“ fragte ärgerlich der General. „Ich glaube ja; man hat mich wenigstens hierhin gestellt.“ — „Kennen Sie Ihre Instruktionen?“ — „Gewiß, wenigstens einen Teil derselben.“ — „So? Wissen Sie nicht, was Sie zu tun haben, wenn ein Vorgesetzter erscheint? Wissen Sie nicht, daß ich der kommandierende General Ihrer Brigade bin?“ — „Sie sind der General? Ich dachte, Sie wären der Chef der Feuerwehr.“

„Ich gratuliere.“ „Macht Ihre Gattin Ihnen jemals Vorwürfe, wenn Sie spät vom Geschäft nach Hause kommen?“ — „Nein, niemals! Sie weiß eben ganz genau, daß ich nur dann länger ausbleibe, wenn ich wirklich dringend zu tun habe.“ — „Ich gratuliere Ihnen.“ — „Danke; um meine Frau kann man mich allerdings beneiden. Sie mag zwar nicht so schön sein, wie andere Frauen, aber sie ist klug und glaubt mir stets, wenn ich ihr etwas vernünftig auseinandersetze. Und mir ist solch eine vernünftige Frau jederzeit lieber wie eine Schönheit.“ — „Sie mißverstehen mich: ich habe Ihnen nicht zu Ihrer Frau gratuliert.“ — „So? Ja wozu denn sonst?“ — „Zu Ihrer Fertigkeit im Lügen.“

Keine Versöhnung. Zwischen den Browns und den Perkins bestand seit Jahren eine bittere Fehde. Die Nachbarn hatten sich über die Katze der Browns entzweit und die Erbitterung wurde von Jahr zu Jahr tiefer und daran war namentlich die Frau Brown schuld. Eines Tages erschien jedoch Brown's Dienstmädchen mit einer Friedensbotschaft: „Herr Brown läßt Herrn Perkins seine besten Grüße bestellen und gestattet sich die Mitteilung, daß die Katze heute Früh gestorben ist.“ — Herr Perkins antwortete darauf: „Herr Perkins nimmt an Herrn Browns Leid innigsten Anteil; er ist von der Trauerkunde umso mehr überrascht, als er von der Erkrankung der Frau Brown nichts gewußt hatte.“

Eine Erinnerung. Eine bekannte New Yorker Schriftstellerin erzählte neulich: „Es war gelegentlich eines Empfanges, als ich von einem Herrn angesprochen wurde. Er nannte mich bei meinem Namen, trotzdem er mir vollkommen fremd war.“ — „Sie kennen mich offenbar nicht mehr?“ — „Nein, mein Herr, ich weiß wirklich nicht.“ — „Erinnern Sie sich noch des Officejungen in der „Tribune“, der Ihre Leitartikel nach dem Setzerraum bringen mußte?“ — „Was? Sie sind der Officejunge, der Dan?“ — „Ich war Dan, der Officejunge — jetzt bin ich Daniel Frohman, der Theaterdirektor.“

Es mußte sein.

(Eine Skizze aus dem Balkankrieg.)
Von W. Müller (Rustschuk, Bulgarien).

Endlich hatten wir den Schipkaß hinter uns und es war wirklich keine Kleinigkeit gewesen, diesen Wäl zu bezwingen, der Nord- von Südbulgarien scheidet. Von Gabrowo, dem bulgarischen Manchester, an, muß man in 38 Kilometer die respectable Höhe von 1350 Meter erklimmen, und nur wer die Beschaffenheit dieser Straße kennt, wird diese Leistung zu beurteilen vermögen.

Zehn Tage hatte es bereits geregnet und der lehmige Boden war durch die ununterbrochenen Wagenzüge bis auf den Grund durchwühlt. Bis über die Achsen sank unser Auto ein, die Hinterräder drehten sich wie wahnsinnig auf der Stelle, ohne daß es uns gelingen konnte, vom Fleck zu kommen. Keine Versprechungen konnten die Fuhrleute dazu bringen, uns wenigstens über die schwersten Stellen mit ihren Büffeln auszuhelfen. — Nun, es gelang auch so, allerdings mit Anspannung aller Kräfte durch viereinhalb Stunden.

Es war aber bereits Abend geworden, als wir das Kreuz am St. Nikola, das zur Erinnerung an die heldenmütige Verteidigung einer Handvoll Bulgaren gegen die heranziehende Türkenmacht errichtet wurde, erreichten.

Mit fünfzehn Büffelpaaren hatte man die schweren Geschütze hinaufgezogen. Lange Wagenreihen hatten wir hinter uns gelassen. Schwer beladen mit allem Nötigen folgten sie der kämpfenden Armee. Zu beiden Seiten alte Männer in Landestracht, das bulgarische Wappen auf den Fellmützen, die Verdanka (altes russisches Infanteriegewehr System Verdan II) über der Schulter. Kein Geschrei, kein Tumult. Wenn aber einer der Wagen einmal stecken blieb, tiefer Ernst auf den Gesichtern; sie alle hatten das schon erlebt.

Bei stockfinsterner Nacht begann der Abstieg. Und war der Aufstieg beschwerlich gewesen, so lauterte jetzt die Gefahr an den Seiten und vor uns. In einer einzigen Steile bis 30 Grad ging es hinab. Die Kehren ein rechter Winkel, kein Schutzgeländer, große Steinbrocken inmitten des Weges. Ein Versagen der Bremsen bedeutet den Tod.

Jetzt standen wir im Dorfe Schipka. Hell leuchteten die Goldkuppeln der von Rußland errichteten Gedächtniskirche im Mondlichte. Weit, weit noch kann man das Glänzen und Flimmern sehen, und man dachte an das todesmutige Ringen der Vergangenheit und vergaß die Gegenwart.

In der niederen verrauchten Wirtshausstube ein Dutzend fünfzig-, sechzigjähriger Männer. Auch sie sind auf dem Wege nach dem Süden. Auch hier tiefer Ernst in jeder Bewegung, in jedem Wort.

„Sieh, Herr, es muß sein! Wir haben ja früher keine Ruhe. Ich bin ein alter Mann, das Gewehr aber kann ich noch tragen. Mein Sohn ist schon lange unten, wo, das weiß ich nicht. Dieser hier hat auch beide Söhne beim Heer. Ob sie noch leben? Wer weiß es! Gibt es einen Krieg ohne Gefallene? Ich habe meiner Frau und den Kleinen vierzig Franken zurückgelassen, mehr hatte ich nicht. Wenn diese aus sind, wird Gott helfen.“

Durch die finstere Nacht geht es weiter. Hier und da an den Straßenseiten brennende Feuer, zusammengestellte Wagen und weidende Büffel. Hier wartet ein Transport den Tag ab, um weiterzuziehen. Gegen Süden! Sonst kein Mensch weit und breit.

Nach kurzer Fahrt erreichen wir das kleine Städtchen Kalofer. Alles dunkel, tiefe Stille, unterbrochen durch das Geklaff der Hunde.

Da stehen am Wege drei Greise, das Gewehr mit dem langen funkelnden Bajonett auf der Schulter. Die Jungen sind ja alle ausgezogen, wer soll nun das Städtchen bewachen?

Einer von diesen ist der Wirt. Freundlich öffnet er auf unsere Bitte sein Haus. Bereitwillig bringt er herbei, was Küche und Keller enthält; es ist wenig genug.

Wieder ein Stück Weges. Viele Windungen und Steilen. Dann geht es schnurgerade wie auf einem Brette weiter.

Da blitzen Lichter auf, wir sind in Philippopol. — Trotz der späten Stunde herrscht noch reges Leben auf den Straßen. Die Grenze ist ja nicht weit. Ueberall Militär. Kein Wunder, jeder Mann zählt ja dazu, und die Uniform allein macht nicht aus.

Aus allen Gegenden sind Freiwillige herbeigeströmt. Gelehrte, Beamte, Handwerker ohne Unterschied. Ganze Truppen von Turnern. Ja — man erzählt es sich — auch Frauen in Männerkleidern seien darunter. In Tirnowo sah ich eine siebzehnjährige Frau. Sie hatte den Befreiungskrieg mitgemacht und geht jetzt noch in Männerkleidung umher, die Brust voller Orden.

Sind ja auch die Eisenbahnbeamten Offiziere, und Lokomotivführer und Heizer tragen ihre militärischen Abzeichen auf den ölbefleckten Kleidern.

Früh weckte uns ein Trommelwirbel. Wir sehen aus dem Fenster. Geduldig wartet der Trommler, bis sich die Menge um ihn versammelt hat. Dann zieht er ein Blatt aus der Tasche:

„Kirkkilisse ist gefallen, wir eroberten soundso viel Geschütze, Gewehre, Munition, soundsovielen Gefangene fielen in unsere Hände.“

Ein kurzes Hurrah, wiederholt von den Umstehenden, jeder geht seiner Wege. Kein Hasten, keine aufgeregten Gruppen. Sie wußten es ja alle, es mußte so kommen. Nach Toten und Verwundeten fragt niemand. Was würde es auch nützen, man erfährt es doch nicht.

Eine wunderschöne Stadt ist Philippopol. Auf fünf unvermittelt aus der Ebene hervorbrechenden Felshügeln gelegen. Und unten die Maritza. Ruhig fließt sie dahin. Schon einmal rangen Helden an ihren Ufern um die Freiheit. Sie bangt auch diesmal nicht um den Erfolg.

Durch enge winkelige Gassen geht es aufwärts. Vergitterte Erker, verschlossene Eisentore erinnern an vergangene Zeiten. Angelangt auf einem der Felshügel, schwebt der Blick über Kuppeln und schlanke Minaretts weit hinaus in ein Land, das an Fruchtbarkeit seinesgleichen sucht.

Hier tritt auch der noch vorwiegend türkische Charakter der Stadt deutlich vor Augen. Philippopol ist auch die einzige der größeren bulgarischen Städte, die ihr früheres Aussehen vollständig bewahrt hat, auch unter den Bewohnern.

Jetzt freilich hat das bulgarische Element die Ueberhand, sind doch die Mehrzahl der mohammedanischen Notabeln in ihren Häusern interniert, da man von ihrer Seite konspiratorische Absichten vermutete.

Hier, in Philippopol, sah ich auch die ersten Gefangenen. In kleineren und größeren Abteilungen, bewacht von Landsturmmännern, werden sie durch die Stadt geführt. Ruhig und gerade vor sich hinblickend, gehen sie dahin, unbelästigt von beleidigender Neugier oder gar dem Geschrei der Strassenjugend.

Selten nur ragt ein schlanker Bursche aus ihnen hervor. Die Mehrzahl ist von untersetzter Gestalt. Hergenommen allerdings sehen sie aus, das lange Leben im Felde ist ihnen deutlich anzusehen. Man

tel haben die wenigsten und stark zerschissen ist die Uniform.

Von den malerischen Kostümen, die sich der Westeuropäer vorstellen mag, keine Spur. Auch hier ist die neue Richtung, dank den deutschen Instrukto- ren, nicht spurlos vorbeigegangen.

Von den Wickelgamaschen bis zum niedrigen Fes ohne Troddel ist alles grau, und wie Verwundete erzählen, war es im Anfang sehr schwierig, die tür- kischen Schützen vom Terrain zu unterscheiden.

Ein Zug aus dem Süden ist eingetroffen. Vor dem Bahnhofs warten vier, sechs Sanitätswagen. Da kommen sie auch, die ersten Verwundeten. Es sind leichter Blessierte. Hier einer mit verbundenem Arm. Die ausgestandenen Mühseligkeiten sieht man ihm gar nicht so sehr an. Stolz blickt er um sich. Er war auch dabei, davon zeugt ja das Kreuz auf sei- ner Brust. Wieder einer, gestützt auf zwei Kame- raden. Schwer fällt ihm das Gehen, aber fröhlich blickt er um sich. Er ist in der Heimat, vorbei sind alle Leiden.

Jetzt kommen die Aermsten. Auf Tragbahnen, ganz verhüllt von Binden und Bandagen. Und jetzt ein Türke. Sein nackter Fuß sieht aus dem Ver- band heraus. Schwer schüttelt ihn das Fieber.

Und jetzt wieder Gefangene. Stramm stehen sie in Reih und Glied. Es steckt Disziplin in diesen Leu- ten. Und dann sitzen sie mit unterschlagenen Bei- nen in der Sonne. Alte Männer mit grauem Bart und junge Burschen, kaum einen Flaum auf den Wangen. Und sie warten geduldig und können es nicht begreifen, daß sie gut behandelt werden und daß es aus sein soll mit Mühe und Entbehrung.

Und dann erzählen sie, wie sie tagelang nichts zu essen bekamen und wie sie kämpfen mußten Tag und Nacht und immerfort hungerten. Und einer meint, ja das Hurrah Murrah sei nicht gefährlich, aber das Bajonett, ja, das sei sehr gefährlich.

Neue Transporte kommen und gehen, immer wie- der und immer wieder.

Man sieht und staunt und kann es nicht begrei- fen. Das kleine Bulgarien, an Einwohnerzahl klei- ner als manche Großstadt des Westens, und bloß Erfolge, nichts als Siege.

Das ist die Macht des Willens, der Ueberzeugung der unbegrenzten Energie. Es muß sein!

Man weiß es nicht, woher die vielen Menschen immer wieder kommen. Man meint, das Land müsse entblößt sein von allem, was Mann heißt. Und doch sind wieder neue da.

Endlose Züge, jedes Fleckchen besetzt, dicht an- einandergedrängt, mit allem, was Waffen tragen kann. Auf den Waggondächern sitzen sie, selbst auf den Puffern wollen einige mitkommen. Nur mit sehr schwerer Mühe und allerlei Listen gelingt es, sie zum Verlassen ihres gefährlichen Sitzes zu bewe- gen.

Aus allen Weltteilen kommen sie, alle, die sich da Bulgaren nennen.

Da sieht man die echte Begeisterung, ohne sie zu begreifen. Es ist die Begeisterung des Herzens, die kein Hurrahgeschrei braucht, keine flammen- den Reden, es ist Begeisterung der Pflicht. Sie liegt tief im Innern, sie ist übernommen vom Großvater, vom Vater, sie ist ein Erbteil der Mutter. Sie ist die Stimme, die ruft: Es muß sein!

So einem Volke kann und muß jeder denkende Mensch die Erfolge gönnen. Dieses Volk hat gezeigt und bewiesen, daß es die Erfolge weiterbauen kann zur Kultur, schneller als einem anderen je gelun- gen wäre.

Schwere Opfer hat der Bürger durch Jahrzehnte der Armee gebracht. Seine Söhne haben ihm diese Opfer mit Siegen vergolten. Es mußte so sein!

Gesundheitspflege.

Bleichsüchtige, junge Mädchen, welche gern lange schlafen, nötige man nicht zum Frühauf- stehen, denn körperliche Ruhe ist für solche Kranke ein Haupterfordernis. Nichts ist verkehrter, als der- gleichen Patienten zu übermäßiger Früharbeit an- zuhalten, denn für diese hat „die Morgenstunde kein Gold im Munde“.

Ein Mittel gegen Hühneraugen. Gegen Hühneraugen werden gar viele Mittel empfohlen und angewendet. Eins der einfachsten und billig- sten Mittel ist das reine Wasser, das man auch zur Hälfte mit Arnika-Tinktur vermischen kann. Man nimmt ein mehrfach zusammengelegtes leinenes Lätzchen, taucht es in die Flüssigkeit, drückt es etwas aus und wickelt es dann um die mit einem Hühnerauge versehene Zehe. Um das ganze schlägt man ein wollenes Tuch. Nachdem ein solcher nächt- licher Umschlag etwa eine Woche lang gemacht wor- den ist, läßt sich das Hühnerauge mit leichter Mühe herausnehmen. Nicht selten kommt es vor, daß sich die Menschen beim Herausschneiden der Hühner- augen verletzen und sich eine Blutvergiftung zuzie- hen. Sollte eine Verletzung stattgefunden haben, so lege man sofort reine Watte auf, die man zuvor in der oben beschriebenen Arnika-Mischung getränkt hat. Dieselbe lasse man liegen, bis sie trocken ge- worden ist, alsdann befeuchte man sie nochmals und nehme sie nicht früher ab, als bis die Wunde heil ist. Bei Anwendung dieses Verfahrens wird selten die Verwundung verhängnisvoll werden.

Je einseitiger die Berufsarbeit ist, um so nötiger hat der Körper zum Ausgleich eine Ne- benbeschäftigung, die seine übrigen, sonst brachlie- genden Kräfte übt. Professor Dr. Kraft sagt: Bist du ein Kopfarbeiter, mißachte die dem Körper wohl- tätige Handarbeit nicht. Mach' dein Brennholz sel- ber klein; mit den Spänen vom Holz fliegen die Mücken aus dem Kopf. Bist du ein Handarbeiter, streng' in des Körpers Erholungszeit deinen Kopf etwas an; jeder von uns hat immer noch etwas zu lern- en, was das Leben lebenswerter macht. Feld- und Gartenarbeit sind der beste Ausgleich für den, der in geschlossenem Arbeitsraum oder unter Tag der in geschlossenem Arbeitsraum oder unter Tag seine Beschäftigung hat. Unser deutsches Turnen ist eine treffliche Betätigung für den, dessen Arbeit den Körper so gut wie mehr oder nur teilweise be- ansprucht.

Im Verlaufe des Stillens auftretende Schrunden an der Brust, die sehr schmerzhaft sein können, werden am besten mit einem saube- ren, in Glyzerin getränkten Lätzchen bedeckt. Hei- len die Schrunden dabei nicht, so muß die Hebamme oder der Arzt erfragt werden, dem es gewöhnlich gelingt, sie zu beseitigen, ohne daß das Stillen auf- gegeben werden muß.

Lichtluftbadregeln. Der Anfänger soll zuerst den Körper nur teilweise der Witterung aus- setzen und nur allmählich ein Kleidungsstück nach dem anderen ablegen. Die Zeit des Badens ist an- fangs kurz bemessen und wird nach und nach ver- längert. Ist das Sonnenlicht sehr grell, so vertauscht man von Zeit zu Zeit den Aufenthalt in der Sonne mit dem im Schatten und wechselt, wenn man den Körper den Sonnenstrahlen aussetzt, häufig die Lage. Auf diese Weise werden die lästigen Hautentzündun- gen vermieden. Sind solche aber einmal entstanden, dann sind Einreibungen mit Vaseline am Platze. Der entzündete Teil wird in solchem Falle nur bedeckt den Sonnenstrahlen ausgesetzt. Man hüte sich, kal- tes Wasser auf die sonnendurehtränkte Haut zu brin-

gen, die Haut wird hierdurch spröde. Der Wasseranwendung muß stets eine Luftabkühlung vorausgehen. Der Kopf ist anfangs durch eine helle Bedeckung zu schützen. Bei kalter Luft ist für ausgiebige Bewegung Sorge zu tragen. Diese Baderregeln haben nur für Gesunde Gültigkeit. Leidende müssen den Arzt fragen, ob sie überhaupt Lichtluftbäder nehmen dürfen und sich von Fall zu Fall genaue Anweisungen geben zu lassen.

Bei Nierenentzündung erweisen sich neben den ärztlicherseits erteilten Vorschriften häufig Bäder von 33 Grad Celsius erfolgreich. Die Dauer des Bades betrage eine halbe Stunde; nach demselben erfolge eine Einwicklung des Körpers in warme Decken. Auf diese Weise wird die Ausscheidung des von den kranken Nieren zurückgehaltenen Wassers und der gelösten Harnbestandteile angeregt und erleichtert.

Eine gute Einreibung gegen Rheumatismus. 1 Liter Spiritus, dazu für je 5 Cts. Kampher, Kalmuswurzel, Salmiakgeist, Glyzerinseife, Lavendel und Ameisenspirit. Dieses lasse man destillieren und reibe die leidenden Teile damit ein. Sehr gut ist auch Kampher-Vaseline, früh und abends gebraucht.

Ein magenstärkender Tee. 20 Gr. Rosmarinblätter, 10 Gr. Bitterklee, 20 Gr. Salbei, 20 Gr. Vogelknöterich und 20 Gr. Fenchel werden gemischt. Hiervon nimmt man soviel wie man mit drei Fingern erfassen kann und übergießt diese Menge mit 1½ Tassenköpfen voll siedenden Wassers. Das Ganze bleibt nun 5 Minuten stehen, dann wird die Flüssigkeit abgepreßt und lauwarm getrunken.

Verdauungsstörungen während der heißen Jahreszeit. Die große Hitze des Sommers ist vielen Menschen darum so unbehaglich, weil sie bei ihnen Magen- oder Darmstörungen hervorruft, Magen- und Darmkatarrhe mit abnormen Gärungsvorgängen und Zersetzungen, Erscheinungen von akuter Selbstvergiftung, die durch bakterielle und organische Gifte zustande kommen. Dauert die Hitze länger an, dann entstehen ruhrartige und Leberkrankheiten. Das Unheimliche an diesen Verdauungsstörungen ist ihr plötzliches, unerwartetes Auftreten. Eine Person, die den ganzen Tag ihrer Arbeit nachgegangen ist, ohne in bezug auf Speisen und Getränke über die Stränge zu hauen, wird plötzlich von Schüttelfrost ergriffen, es kommt zu sehr starker Schweißabsonderung, heftigem Kopfschmerz, Schwindel und Kurzatmigkeit. Der Leib ist leicht aufgetrieben, wenig schmerzhaft, er macht sich durch Knurren bemerkbar. Die Zunge ist sandig, die Darmentleerungen sind dünn und wässrig. Manchmal geht dieser Zustand rasch vorüber, in anderen Fällen steigt die Temperatur bis auf 40 Grad, im übrigen sind die Allgemeinsymptome nicht derart, daß sie der hohen Temperatur entsprechen. Beim Nachforschen nach der Ursache dieser oft alarmierenden Erscheinung wird man bald finden, daß ein Diätfehler vorangegangen ist, oder daß nicht mehr ganz frische Nahrungsmittel genossen wurden. Der Herd der Vergiftung sitzt im Darm, und es handelt sich um eine Infektion durch Bakterien. Daraus ergibt sich auch die einzuschlagende Behandlung: eine gründliche Reinigung und Desinfektion des Darmkanals. Der bösartige Charakter, den viele harmlose Bakterien unter dem Einflusse der Gärungen angenommen haben, verschwindet alsdann sehr bald wieder und die Patienten gehen gewöhnlich rasch ihrer Genesung entgegen. Im andern Falle verfehle man nicht, einen Arzt zu Rate zu ziehen.

Humoristisches.

Spruch.

Zur rechten Zeit sprechen,
Zur rechten Zeit dumm sein,
Gewöhnlich recht schlau,
Wenn's sein muß, recht dumm sein,
Im Glück sich bescheiden,
Das Unglück verlächen,
Wer's kann, der sei froh!
's sind schwierige Sachen!

Der Professor und die Nixe.

Professor Meier, ein alter Junggeselle,
Der längst entfremdet der Liebe Gefühlen,
Ging durch den Wald, da trat ein Nixlein ihm in
den Weg.

Wollt' mit ihm kosen, spielen . . .
Doch weiter ging er seinen Steg und sagte nur:
„Fräulein, Sie werden sich verkühlen!“

Rat.

Dem jungen Mann, der gar nichts tut,
Faulenzend stets im Sessel ruht,
Der seinen Tag verbringt mit Sporten.
Die Nacht an Lebemännerorten,
Dem alles fad und öde scheint,
Der alles Schöne glatt vereint,
Dem gebe ich den einzigen Rat:

„Mein Freund, werd' — Selbstmordkandidat!“

Gemütlich. Fräulein: „Eine Postkarte . . .
weshalb kommen Sie denn heute so frühzeitig?“
Briefträger: „Weil da Ihr Schatz schreibt, daß Sie
um neun Uhr an der Annoncenuhr sein sollen, jetzt
ist's ja schon dreiviertel!“

Erklärt. „Der alte Weiberfeind, der Rat, will
anscheinend doch noch heiraten, weil er jetzt immer
so zu den Damen hält?“ — „I wo, denkt nicht
dran. Aber die Herren wollen seine Witze nicht
mehr hören, weil diese immer zu gepfeffert sind!“

Verschnappt. „Herr Baron tragen ununterbrochen
Ihre Orden?“ — „Nu, warum soll ich nicht?
Hab'n se mer vielleicht nix gekostet?“

Zum Geburtstag der Mutter.

Dir, liebe Mutter, wünsch' ich herzlich
Am fröhlichen Geburtstag heut',
Es sei Gesundheit Dir beschieden
Und froher Sinn zu jeder Zeit.

Gar vielen Dank bin ich Dir schuldig,
Die mir mit vollen Händen gab,
Dir, Mutter, die ich über alles
Ja lieb in dieser Welt stets hab'.

Dein künft'ges Leben mög' vor allem
Recht reich an heit'ren Stunden sein,
Denn sorgenlos und langes Leben
Gibt uns ja der Humor allein!

Dämmerung.

Herbstdämmerung im Zimmer, in der Seele.
Schon fühle mählich ich den Druck der Jahre,
Wie scheu ich seitwärts in den Spiegel sehe,
Da leuchten silberweiß die Schläfenhaare.

Der Frühling ist, der Sommer mir vergangen,
Wie arm war ich im Hassen und im Lieben!
„Des Winters Nahen fühl' ich nun mit Bangen
Ach, fruchtlos ist auch mein Herbst geblieben!“

Die beste Kraft in klarem Tun verzettelt.
In dieses Herdendaseins dumpfem Hag
Zum letztenmal die wunde Seele bettelt
Um einen einz'gen lebensstarken Tag.

Oskar von Hubicki.

Willst du Richter sein?

Roman von Maximilian Böttcher.

(1. Fortsetzung.)

Umsomehr aber, als man Gottfried bei den folgenden Verhören barsch anfuhr und hart behandelte — gleich als wäre er schon klipp und klar überführt —, verrante er sich völlig in seinen zähen Reinhardt'schen Eigensinn und antwortete auf jede Frage nur noch, daß er seiner zuerst zu Protokoll gegebenen Aussage nichts Neues hinzuzufügen hätte.

Wiederholte, aus einem Stimmungs- oder Systemwechsel des die Untersuchung führenden Kriegsgerichtsrates entsprungene väterliche Ermahnungen, sein Gewissen zu entlasten und durch ein offenes Geständnis die Milde seiner Richter zu gewinnen, zeitigten keinen anderen Erfolg; und bald war man sich denn völlig darüber klar, daß man in dem Verdächtigen einen ganz verstockten, hartgesottenen Sünder vor sich habe. Es machte auch auf die Untersuchungsbehörde nur sehr geringen Eindruck, daß der Rodenauer Amtsvorsteher nach einigen Tagen aus freien Stücken schrieb: „Es sind in meinem Bezirk während der letzten Monate zahlreiche Einbrüche verübt worden, deren Urheber zu entdecken sich bisher als unmöglich erwiesen hat. Ich halte es deshalb nicht für ausgeschlossen, daß dieser oder jener der offenbar mit den Ortsverhältnissen vertrauten Einbrecher sich auch in die aus Anlaß des Kriegerfestes vereinsamte Villa Strohschein geschlichen und dort, von dem wider Erwarten frühzeitig heimkehrenden Architekten überrascht, diesen niedergeschlagen haben kann.“ Man antwortete zwar pöstwendend, daß man dem Herrn Einsender in seiner Eigenschaft als Amtsvorsteher gern anheimegebe, nach der von ihm angedeuteten Richtung hin Nachforschungen anzustellen. In militärisch flotter und straffer Weise aber wurden die Vorbereitungen zur Hauptverhandlung nach Möglichkeit beschleunigt und die Mitteilung des Doktorbauern als das beiseite geschoben, was sie auch in Wirklichkeit war: ein letzter Versuch, die Richter irrezuführen und den Neffen den Armen der Justiz zu entreißen. Man war im Kürassierregiment ohnehin nicht gut auf die beiden Rodenauer Reinhardts zu sprechen. Nicht nur Fritz, der frischgebackene Unteroffizier, der immer das Schreckenskind seiner Schwadron gewesen, hatte sich Strafen wegen nächtlicher Urlaubsüberschreitungen zugezogen, sondern auch Gottfried, der Rekrut, hatte einmal, noch dazu bald nach seinem Eintritt, wegen eines besonders schwierigen Falles der gleichen Art auf acht Tage in den Mittelarrest spazieren müssen. Und wenn Fritz auch so ziemlich als der schneidigste Remontereiter des Regiments galt, so saß er doch im Ansehen seiner Vorgesetzten nicht sonderlich fest im Sattel. Sich aber mit dem „großen Unbekannten“ zu beschäftigen, für den der Vater und Onkel dieser beiden „windigen Burschen“ Stimmung machen wollte, sah das Kriegsgericht umsoweniger Grund, als dieser Unbekannte nach menschlichem Ermessen sich schönstens gehütet haben würde, den von ihm aus Furcht vor Entdeckung Erschlagenen erst noch umständlich in ein benachbartes Zimmer zu tragen und dort aufs Sofa zu betten.

Im Verhandlungstermin vor dem Kriegsgerichte stellte die Beweisaufnahme durch zahlreiche Rodenauer Zeugen Gottfried Reinhardts jahrelangen, auch früher schon wild hervorgebrochenen Haß gegen den Stiefvater, sein brutales Vorgehen gegen den Trunkenen in der „Krone“ und seine eigene völlige Nüchternheit einwandfrei und ohne Widerspruch des trot-

Casa de Saude

(Sonderabteilung des Instituto Paulista)

Behandlung von Geistes- und Nervenkrankheiten, Alkoholismus, Morphiumsucht, Kokainomanie, Hysterie, Epilepsie, Neurasthenie usw. Hydrotherapie, Douchen, Elektrizität usw.

Direktor: Dr. E. Vampré, ehemaliger
Assistent der Irrenanstalt in Juquery

Avenida Paulista N. 49-A (Privatstrasse) :: S. Paulo

Postfach 947 :: Telephon 2243

zig und verbissen vor sich Hinstarrenden fest. Auch seine Anwesenheit im Hause und das Verschwinden des Extrarockes, den er in jener Nacht nachweislich getragen, war nicht zweifelhaft; und auf die wiederholte eindringliche Ermahnung des Vorsitzenden, doch wenigstens zu gestehen, wo er diesen Waffenrock gelassen, antwortete Gottfried wieder in Rücksicht auf die als Zeugin anwesende Mutter nur: „Ich weiß darüber nichts zu sagen!“

So hatte es denn der Kriegsgerichtsrat, der die Anklage vertrat, leicht, dahin zu plädieren, daß man aus der reiflich überlegten Beiseiteschaffung des Extrarockes auch auf reifliche Ueberlegung bei Ausführung der vorausgegangenen Tat, also nicht auf einen in der Aufwallung sinnlosen Jähzornes oder gar in der Trunkenheit begangenen Totschlag, sondern auf einen regelrechten, kaltblütig vorbereiteten Mord zu schließen und den Angeklagten darum zum Tode zu verurteilen haben würde.

Als der Kriegsgerichtsrat, im Bewußtsein glänzend erfüllter Pflicht selbstgefällig seinen Bart zwirbelnd, sich wieder auf seinen Platz niedergelassen hatte, machte der Amtsvorsteher Georg Reinhardt, blaß bis in die bärtigen Lippen, eine Bewegung, als ob er auffahren wolle; aber Gottfrieds Mutter kam ihm zuvor. In der Hoffnung, daß offenes Aufdecken der noch in ihrer Hand verborgenen Karte den Sohn wohl am ehesten vor dem furchtbaren Schicksal bewahren würde, trat sie noch einmal an den Richtertisch heran und bekundete — wie schon vorher, so auch jetzt unter Aussetzung ihrer Verteidigung — was ihr der Sohn am Morgen nach der Mordnacht aus freien Stücken mitgeteilt hatte: die Auffindung des Stiefvaters auf dem Flur, die Niederbettung auf dem Sofa und seine Furcht, daß der Verdacht der Täterschaft mit fast zwingender Notwendigkeit auf ihn fallen müsse. Von der gleichen Furcht beseelt, wäre sie es gewesen, die des Sohnes blutbesudelten Waffenrock beiseite geschafft und später im Garten vergraben hätte. Wenn ihr Sohn aber dies alles verschwie, nicht aus Schuldbewußtsein hätte er's getan, sondern in Sorge, daß man mit ihm zugleich sie, die unter der Existenz ihres Gatten am schwersten gelitten, der Anstiftung oder Beihilfe verdächtigen könne. Und wenn sie auch im Anfang selbst an die Möglichkeit geglaubt, daß ihr Sohn den Verderber seiner Familie erschlagen, heute wäre sie bereit, für seine Unschuld beide Hände ins Feuer zu legen. Feiges Bestreiten und Ableugnen begangenen Unrechtes läge nicht in seiner Art; tausendmal eher noch wäre er imstande, sich für einen anderen zu opfern! . . .

Darauf trat auch der Amtsvorsteher an den Richtertisch und berichtete in seiner knappen Weise über eine Episode, die sich wenige Monate zuvor zwischen seinem Sohn Fritz und dem Angeklagten Gottfried zugetragen und die er aus seines Sohnes eigenem Munde erfahren.

Fritz Reinhardt, damals noch Gefreiter, war Stu-

benältesten in dem Zimmer gewesen, in dem auch sein Vetter und Heimatgenosse Gottfried gelegen, und trotz der vorangegangenen Bestrafungen und einer schroffen Vermahnung des Rittmeisters, daß man ihm beim nächsten Anlaß zum Tadel ohne weiteres den Laufpaß geben würde, wieder eines Nachts ohne Urlaub ausgeblieben. Gerade, als er bei der Heimkehr sich anschickte, die Umfassungsmauern zu den abgesondert liegenden Gebäuden seiner Schwadron zu übersteigen, war ihm der diensttuende Leutnant auf die Fersen geraten, ohne ihn zu erkennen, und natürlich auch außerstande, dem Flüchtigen die gewagte Kletterpartie über die hohe Mauer nachzumachen. Der Wachtmeister aber, dessen Wohnung neben der Reinhardt'schen Stube gelegen, hatte noch spät über seinen Manöverakten gesessen und genau gehört, welche Tür gegangen war. Als er nun mit dem Leutnant, der erst den Umweg durch das postenbesetzte Tor machen mußte, ins Zimmer getreten war, den nächtlichen Herumtreiber festzustellen, hatte Gottfried, um seinen schwer bedrängten Vetter zu retten, sich selbst als derjenige gestellt, der die Mauer überstieg und dem Anruf des Offiziers nicht Folge geleistet. Diese kleine Heldentat — setzte der Amtsvorsteher hinzu —, die er zu Protokoll geben müsse, auch auf die Gefahr hin, daß man seinen Sohn darum streng bestrafen oder gar sofort auf und davon jagen würde, ließe wohl auf einen Mut und eine Aufopferungsfähigkeit schließen, mit denen feiges Leugnen begangenen Unrechtes nur schwer in Einklang zu bringen wäre.

Der Verteidiger begründete diese Auffassung noch des näheren psychologisch, hinderte damit aber den Vertreter der Anklage nicht, auch noch hieraus für die Verurteilung um jeden Preis Kapital zu schlagen: Das Zugeständnis der Mutter, auch sie habe den Sohn im Verdacht gehabt, müsse notwendigerweise als ein neues Indizium für dessen Schuld angesehen werden. Und das sogenannte „Freundschaftsopfer“ beweiße nur, daß der Angeklagte ein Mensch wäre, der weder vor der Autorität und der Disziplin noch vor der Majestät der Wahrheit den schuldigen Respekt besäße. Zum Schlusse aber legte der Vertreter der Anklage die Fundamente seiner juristischen Anschauung mit den beiden Sätzen bloß:

„Außer dem Angeklagten ist niemand auffindbar, der — aus welchen Motiven immer — den Architekten Strohschein getötet haben könnte!“ Und: „Gewiß wäre es traurig, wenn in diesem jungen Menschen ein Unschuldiger verurteilt würde. Aber noch sehr viel trauriger wäre es, wenn das begangene schwere Verbrechen keine Sühne fände. Fiat iustitia — percat mundus!“

So konnte Gottfried Reinhardt schließlich von Glück sagen, daß ihn seine Richter nicht des vorsätzlichen Mordes, sondern lediglich des unüberlegten, im Jähzorn begangenen Totschlages schuldig befanden und ihn nur zu fünf Jahren Zuchthaus, Ausstoßung aus dem Heere und Verlust der Bürgerrechte auf die Dauer von fünf Jahren verurteilten.

III.

Während der ersten beiden Jahre, die Gottfried Reinhardt im Zuchthause zugebracht, war dessen Direktor ein zwar stark zum Jähzorn geneigter, aber durchaus gutmütiger Mann gewesen, der die Gefangenen „lieber Junge“ und „bester Sohn“ titulierte hatte. Mit der Fähigkeit eines tieferen Einblicks in die Abgründe der Menschenseele ausgerüstet, hatte er vieles begriffen, was die Richter vor ihm nicht zu begreifen vermocht, und war deshalb immer redlich bemüht gewesen, in das düstere Leben seiner Züchtlinge nach Möglichkeit eine Spur Sonnenschein zu tragen. So hatte er, um die Härte der

Einzelhaft wenigstens den ungefährlichen Gefangenen in etwas zu erleichtern, diese abwechselnd in kleinen Trupps zur Arbeit in den von ihm auf dem Anstaltshofe angelegten Blumengärten herangezogen und die des Unganges der Feder Kundigen zum Dienst in der Schreibstube kommandiert, es auch mit dem vorgeschriebenen Sprechverbot, nach dem kein Sträfling mit dem anderen auch nur eine Silbe zu wechseln hat, nicht allzu strenge genommen. Weit entfernt davon, alle von Richtern — als auch dem Irrtum unterworfenen Menschen — gefällten Urteile als richtig und gerecht zu betrachten, war dieser Direktor trotz Gottfrieds zäher, durch allen Mißerfolg nicht abzuschreckender Bemühungen, ein Wiederaufnahmeverfahren durchzusetzen, trotz seines verzweifelten, oft fast in Raserei ausartenden Aufbäumens gegen seine Einkerkierung, deren fünfjährige Dauer ihm endlos, unerträglich, unübersteigbar vorgekommen, doch keineswegs von seiner Unschuld überzeugt gewesen, weil der erfahrene Mann bei all seiner Herzensgüte allzu genau gewußt hatte, welchen Uebermaßes an Lüge und Verstellung die Erdgeborenen, die in der Unfreiheit wie die in der Freiheit fähig sind, und welchen verbissenen Kampf gerade die um die Wiedererlangung ihrer Freiheit führen, die dieses kostbare Gut leichtfertig oder verwegen aufs Spiel gesetzt haben. Immerhin aber hatte Gottfried, wenn er auch in den Stunden seines Trotzes von diesem jähzornigen Mann nicht eben milde angefaßt worden war — in ihm doch einen Herrn gehabt, der nur selten einmal vergaß, daß auch die seiner Züchtlinge, deren Antlitz und Seele deutlich erkennbar das Stigma der Entartung zeigten, doch alle noch ein irgend etwas in sich trugen, das ihre Verwandtschaft mit den Himmel kündete: heiße Reue, brennendes Verlangen, wieder gut zu machen, wieder gut zu werden — Kindesliebe, Gattenliebe, Vaterliebe, die in der durch die Isolierhaft hervorgerufenen reizbaren Steigerung aller Empfindungen oft wahrhaft erschütternden Ausdruck fanden.

Aber dieser Direktor hatte sich zum Sterben hingelegt, und ein anderer war an seine Stelle getreten: ein kaltherziger, „strammer“ Beamter, ein Vertreter der Abschreckungstheorie, der in den Zuchthausinsassen nur den rettungslos verlorenen, durch Härte zu züchtigenden, mit Furcht zu erfüllenden Auswurf der Menschheit sah. Getreu seinem Grundsatz, daß in die düstere Strafzeit dieser der Rache und vergeltung anheimgegebenen Verworfenen kein Sonnenstrahl fallen, daß diese Entmenschten an keiner menschlichen Freude mehr Anteil haben dürften, hatte er den Dienst in der Schreibstube wie jede andere gemeinsame Arbeit abgeschafft, ja die Gartenanlagen, an deren Grünen und Blühen die Gefangenen bei ihrem halbstündigen „Spaziergang“ Auge und Herz gelabt, den Zusammenhang mit der Mutter Erde sehnsüchtig gespürt hatten, kurzerhand beseitigen und an ihre Stelle totes, hartes, starres Pflaster legen lassen. Selbst die alte, freundliche Kirche, die solange ausgesehen wie andere Kirchen auch, hatte er zu einer Art Zellengefängnis umgebaut, in dem nun jeder für sich in seinem höhlenartigen Holzverschlage saß und außer dem amtierenden Geistlichen nur die Aufseher erblickte, die mit ihren Gewehren bereit standen, den, der etwa Miene zu einem Fluchtversuch machen würde, ohne Besinnen niederzuschießen. Für den kargen, täglichen Rundgang auf dem Hofe hatte er Masken eingeführt, damit die Gefangenen nicht mehr die Gesichter ihrer Mitbüßenden, Mitleidenden, sondern nur noch schwarze Tuchfetzen bei den im Trott müder Tiere Einherschleichenden sehen konnten. Und wehe dem, der das Sprechverbot übertreten, der bei einer Begegnung auf dem Korridor einem Hausgenossen

etwas zugeflüstert, oder, von unüberwindlichem Mitteilungsdrange gefoltert, den Zellennachbar durch das Heizungsrohr „antelephonierte“ hatte! Und hätte ihm nicht Pastor Christ, der zugleich Vorsteher der Anstaltsbücherei war, entschieden Widerstand geleistet, dieser Mann mit den Instinkten eines Tyrannen würde auch die Bücher, den letzten und besten Trost der Unglückseligen, in Kisten vernagelt und einzig Bibel und Gesangbuch noch in den sparsamen Mußestunden freigegeben haben.

Am besten hatten noch die raffinierten Sklavennaturen unter seiner Herrschaft abgeschnitten, die feigen, augendienerischen Kriecher, die in hündischer Demut vor der Allmacht des Gewaltigen Ersterbenden. Denn diese hatte der nur die Oberfläche der Dinge schauende Beamte für geduckt, für „artig“, und darum für erzogen und gebessert gehalten, weil das Grinsen des Hasses und Hohnes erst dann in ihre Gesichter getreten war, wenn ihr Zwingherr ihnen den breiten hünenhaften Rücken zugewendet hatte. Kaum aber einer hatte es schlechter bei ihm gehabt als der zähe, unbeugsame Gottfried Reinhardt, den er für gänzlich verstockt und „unverbesserlich“ gehalten, und den er nach einem törichten und aussichtslosen nächtlichen Fluchtversuch viele Wochen lang hatte in Fesseln legen und in Dunkelarrest sperren lassen.

Und wie dem neuen Direktor die Gartenanlagen auf dem Hofe ein Dorn im Auge gewesen waren, so hatte er es auch nicht geduldet, daß dieser oder jener draußen in der Freiheit einen Brief an seinen eingekerkerten Angehörigen oder Freund das Liebeszeichen einer in der Freiheit erblühten Blume beilegen durfte. Auch das Recht, alle Jahre ein paar mal einen Besuch zu empfangen, das blühende Menschenrecht, dem erdrückenden Kummer Trost in der Aussprache mit einem Guteinenden zu schaffen, das unerträgliche Leid auszuströmen an eines Mitfühlenden Brust, hatte er den Gefangenen dadurch bis auf den dünnen Wurzelstock verkümmert, daß er jeder derartigen Begegnung von Anfang bis zu Ende selbst beiwohnte, die Erschütterten, nach Ausdrücken für ihre Qual Ringenden keine Sekunde aus dem Bannkreis seiner eiskalten Augen ließ.

Sofort nach Einführung dieser neuen seelischen Marter hatte Gottfried Reinhardt sich jeden Besuch von Hause verboten, ja, bei dem nächsten Vorsprechen des Onkels Jörg hart und trotzig auf seine Vorführung Verzicht geleistet und so fast drei Jahre lang weder diesen, noch die Mutter, noch die Schwester von Angesicht zu Angesicht gesehen. Aber mehr, viel mehr, als nach diesen dreien hatte er sich nach Erna Plathe gesehnt, die ihm nur in der ersten Zeit seiner Strafverbüßung und nur auf seine flehentlichen Bitten hin ein paar mal kurze, nichts sagende, zu nichts verpflichtende Zeilen geschrieben, ihm in den letzten Jahren aber kein Lebensgeschweige denn ein Liebeszeichen gegeben hatte. Und wenn er auch in den Briefen der Mutter gelesen, daß Erna Plathe ihm „immer noch treu“, das hieß, daß sie keines anderen Mannes Frau oder Braut geworden war, so hatte ihn doch oft eine so rasende Eifersucht gequält, daß er sich die Lippen blutig gebissen und mit Nägeln sein Gesicht zerissen hatte. Womit er sich selbst, womit ihm auch Pfarrer Christ zu beschwichtigen versucht, alles unsont — alles unsont. Konnte, was die Mutter schrieb, nicht Lüge sein? Mußte es nicht Lüge sein? Und oft hatte er gefürchtet, daß er über seine Sehnsucht und Eifersucht wahnsinnig würde...

Aber das Lebendige, das, was greifbar nahe vor uns steht, hat immer die stärkste Macht über uns. Und wie der Gedanke an Erna Plathe in Gottfried Reinhardt zurückgetreten war, als das Tor des Zucht-

hauses hinter ihm zufiel, als die wiedergewonnene Freiheit mit ihrem Rausch und Taumel über ihn hinbrauste, so trat die Erinnerung an die Geliebte auch im mondlichtdurchflossenen Heimatswald bei der jähen und unverhofften Begegnung mit der Mutter und dem Onkel Jörg in seiner Seele zurück. Nein — — — nun war keiner auf der ganzen Welt da, als diese beiden und er selber. So ergriffen war der Bebende, daß er minutenlang keine Silbe über die Lippen zu bringen vermochte. Sehnsüchtig suchte sein überströmender Blick das gespenstige Zwielicht zu durchdringen, die Züge der geliebten Menschen zu erfassen; und als er vor Tränen und Dunkel kein klares Bild gewann, tasteten seine Hände wie die eines Blinden zu den Gesichtern empor, um zu fühlen, was der Sinn des Auges nicht wahrzunehmen vermochte.

Die Mutter zur Rechten, den Onkel Jörg zur Linken, schritt er rann, in seiner Erschütterung noch immer keines Wortes mächtig, über die stille Landstraße und durch das schlafende Rodenau seinem Vaterhause zu. Und so sehr war durch die fünfjährige Abgeschlossenheit der Zuchthaushaft sein Sinn nach innen in seine Seele und nach rückwärts in die Vergangenheit gekehrt, so ganz der Wirklichkeit abgewandt und entfremdet worden, daß er auf tiefste erschrak, als statt des niedrigen, strohgedeckten Baues, der ihm in seinen halb wachen Einsamkeitsräumen als heimatliche Stätte seiner Kindheit vorgeschwebt, plötzlich der große, rote Kasten der Villa Strohschein aus dem türsilbernen Mondlicht schleierhaft wallenden Nebel auftauchte.

Nicht auf dem altgewohnten Wege über den Hof und den Flur, auf dem quälende Erinnerungen ihn allzu leicht hätten anfallen können, geleiteten Frau Marie und der Doktorbauer den Heimkehrenden ins Haus, sondern von der Dorfstraße aus durch den Gitterumzäunten Vorgarten und über die granitene Freitreppe, die kaum einmal im Jahre von Kommenden und Gehenden betreten wurde.

In dem ersten der früheren Staatszimmer, aus denen Frau Reinhardt — so nannte man sie jetzt wieder allgemein — nach ihres zweiten Mannes Tode allen Prunk und Luxus kram entfernt hatte, und in denen sie nun wieder inmitten der dunklen schlichtgediegenen, für viele Generationen gefertigten Möbel ihrer ersten Ehe lebte, saßen bei Gottfrieds Eintritt im warmen Schein der schweren, schmiedeeisernen Hängelampe seine Schwester Elsbeth und des Doktorbauers Einziger, Fritz, der vor drei Jahren doch noch seinen unfreiwilligen Abschied vom Militär genommen, sich darnach einige Zeit in den verschiedensten Berufen ohne nennenswerten Erfolg versucht hatte und schließlich auf dem benachbarten Rieselgut Zerlitz als Wirtschaftsgehilfe untergekröchen war, nachdem sein Vater erklärt, daß er ihn mit keinem roten Pfennig mehr unterstützen würde, wenn er ihm fortan nicht dauernd unter den Augen behalten könnte.

Gottfrieds zärtlicher Blick sah nur der Schwester prachtvoll erblühte Schönheit, das Erbteil der Mutter, nicht aber die tiefe Befangenheit, die sich auf ihrem rosigen Gesicht ausprägte, und nicht die hastigen Bewegungen der für ein Bauernmädchen viel zu fein gepflegten Hände, mit denen sie ihr in Unordnung geratenes, reiches blondes Haar zusammenstellte.

Zwischen ihm, der eine Weile in wortloser Bewegung an der Tür verharrte, und Elsbeth aber trat, als wollte er die Verlegene vor dem forschenden Auge des Heimkehrenden schützen, die Aufmerksamkeit auch der beiden Älteren von ihr ablenken. Fritz Reinhardt, dessen hoher Gestalt die Landwirtstracht mit den Kniestiefeln und der prall an-

gegossenen graugrünen Joppe fast noch besser stand als die weite Kürassieruniform seligen Andenkens, für die er eigentlich nicht breit genug in den Schultern und nicht stark genug an Gliedern gewesen war.

„Na, endlich ran, alter Freund und Kupferstecher?“ fragte er mit einem erzwungenen Lächeln um den hübschen, kecken Mund. „Aber, Deubel auch, aussch'n tust Du wahrhaftig wie das leibhaftige Leiden Christi!“ Und in seine dunklen, unruhig glänzenden Augen trat ein Ausdruck peinigenden Unbehagens.

Gottfried nickte nur und ging an dem protzig vor ihm Aufgepflanzten vorbei auf Schwester zu.

„Elsbeth!“

„Tag Friedel!“ Und zögernd, fast scheu, legte sie zwei Fingerspitzen in die breit und offen hingestreckte Rechtes des Bruders.

Wie gibst Du mir denn die Hand?“ fragte dieser mehr erschrocken als gekränkt. Ach, wie hatte ihn darnach verlangt, der Schwester liebe Gestalt an sich zu reißen, ihren blonden Kinderkopf an seine Brust zu drücken! Und plötzlich von dem Gedanken angefallen, vor dem er hier im Hause, im Kreise der Seinen, ganz sicher zu sein gehofft; „Oder glaubst Du . . . glaubst Du wirklich, daß ich . . . daß diese Hand . . . Und wieder streckte er seine reine, ehrliche Rechte breit und offen vor ihr aus.

„Lassen wir doch die Toten ruhen!“ Mit einem schnippischen Nasenrumpfen stand Elsbeth auf und wandte sich ab.

Gottfried sah wie Hilfe suchend zur Mutter hin; die hatte die Lider gesenkt und die Lippen fest zusammengebissen; und Gottfrieds Blick irrte weiter zum Onkel Jörg.

Und der kam, nahm des Neffen Hände mit festem Druck in die seinen und sagte:

„Daran wirst Du dich wohl gewöhnen — damit wirst Du Dich abfinden müssen, Gottfried! Deine Schwester ist hier in der Enge aufgewachsen, Deine Schwester gehört zu den Menschen, denen nur das was sie mit ihren Augen sehen, mit ihren Händen können, als wahr und wirklich gilt, und die darum jeden für schuldig halten, der, durch welchen Zufall immer, in Verdacht geraten, seine Unschuld nicht klipp und klar beweisen kann. Du mußt ihr darum nicht böse sein, Gottfried, — auch den anderen nicht, die wegen Deiner Bestrafung ein Stück von Dir abrücken werden. Sie alle leben seelisch und geistig in engerer Zellenhaft, als Du körperlich diese fünf Jahre im Zuchthause gelebt hast!“

„Einer muß es doch gewesen sein, der den Stock vom Riegel genommen hat!“ warf Elsbeth mit verbissenem Trotz über die Schulter weg ein.

Gottfrieds große, kummertiefe Augen suchten der Schwester nur halb ihm zugewandten Blick festzuhalten. Kein Wort sprach er dabei, nickte nur ein paarmal schwer, wie zustimmend, mit dem kantigen Kopfe, den die Bartlosigkeit und die radikale Haarschur des Zuchthauses grob entstellte. Scharf, schreiend geradezu, trat dabei um seinen blassen Mund und seine hagere Nase der wie mit dem Messer eingesechnittene Zug des Leidens hervor.

Fritz, der Zerlitzer Wirtschaftsgehilfe, legte ihm mit impulsiver Bewegung den Arm um die Schulter.

„Und wenn Du's zehnmal gewesen bist, Friedel, — ich verachte Dich darum nicht. Dem Filou Strohschein um die Ecke geholfen zu haben, war gerade so 'ne gute Tat wie damals die in der Kaserne, als Du nachts für mich aus der Klappe hopptest und Dich, Hände an der Hemdennat, vor den fauchenden Leutnant hinstelltest: „Ich bin's gewesen, der vor fünf Minuten über die Mauer sprang!“ Mein

Lebtag vergess' ich's nicht. 's war 'ne Schweinerei von mir, daß ich Dich die schweren acht Tage für mich in den Kasten spazieren ließ. Aber was tut man nicht alles um der blanken Tressen halber — als der Egoist, der zu sein man sich eigentlich schämen müßte. Du aber — mein' ich — Du bist so einer, der immer die Kastanien für andere aus dem Feuer holen muß, in dem das so drin liegt, der einfach nicht anders kann. Und darum hab' ich Dich lieb.“

Jetzt lachte Elsbeth Reinhardt in bitterem Hohn auf.

„Ja, und die Leute, die einen über die Achsel ansehen, wenn man vorbeigeht, die denken: Das ist die Schwester von dem . . . dem! Und als wenn man selber was verbrochen hätte, kommt man sich vor!“

„Hol' der Deubel die Leute!“ begehrte Fritz auf, und ein Zug von Entschlossenheit trat in sein — trotz seiner achtundzwanzig Jahre — noch fast knabenhaft weiches Gesicht. „Die Leute, die immer nur darauf aus sind, ihrem Mitmenschen was anzuhängen — was Schlechtes; denn das Gute sehen sie nicht, und wenn's knüppeldick in die Augen springt. Ich möcht's nicht erleben, daß Euch beide einer von den Rodenauern Flachköpfen schief anguckt, — er könnte leicht darum Kopfbrunnen oder Gliederschmerzen kriegen hinterher!“ Und er streckte seine muskulösen Arme.

Elsbeth lächelte dem hübschen Burschen für seine Bekundung ritterlicher Gesinnung dankbar zu; Gottfried aber stand finster, mit gesenktem Kopfe.

„Ich brauch' keinen, der für mich einsteht. Ich helf' mir schon selber! Und eben darum: tausendmal hab' ich mir's bedacht und kann meine Hand dafür ins Feuer legen: Hätt' ich das getan, um was man mich angeklagt hat — ich hätt's nicht abgestritten, nicht eine Minute lang.“

Fritz zuckte die Achseln.

„Na ja — praktischer wär's ja vielleicht gewesen, Du hättest zu der Anklagebehauptung Ja und Amen gesagt. Du wärest dann vielleicht ein paar Monate oder auch ein Jahr billiger weggekommen. Aber natürlich — saure Arbeit bleibt's wohl immer, den Kurs plötzlich zu ändern, wenn man sich 'mal aufs starre Leugnen festgelegt hat!“

Der Doktorbauer, der so lange schweigend und mit Stirnrunzeln zugehört hatte, machte eine zornige Bewegung.

„Wie mir Administrator Friese klagt, bleibt für Dich schon jeden Tag das Aufstehen in der Frühe saure Arbeit,“ sprach er den Sohn mit herbem Spott an. „Du wirst also gut tun, endlich nach Hause zu pilgern. Es ist zwölf vorbei, und Du hast eine gute Stunde Feldweg bis Zerlitz. Ich muß mich überhaupt wundern, Dich heut' schon wieder hier in Rodenau zu sehen.“

„Ich wollte doch Gottfried begrüßen, wenn er heimkäme,“ antwortete Fritz; und sein kleinlauter Ton und der zaghafte Ausdruck seiner Augen verrieten, daß es ihm nicht an Respekt vor dem Vater fehlte.

„Na ja — die Begrüßung hast Du ja nun hinter Dir! Und dann möchte ich Dir noch eines sagen — frei heraus in Elsbeths Gegenwart: Ich will's nicht haben, daß Du dich mit Deiner Base in Liebeshändel einläßt. Streite nicht, daß Du dazu auf dem besten Wege bist! Du bist nicht der Kerl, dem mein Bruder, wenn er noch lebte, seine Tochter zur Frau geben möchte. Also laß das Spiel jetzt im Anfang, eh's noch gefährlich würde. Und Dir, Elsbeth, sag' ich — falls Du 's noch nicht wissen solltest: es ist kein Verlaß auf den da, meinen Sohn. In keiner Sache! Stroh! Rasch in Brand und rasch Asche! Wo er auch gewesen ist — beim Militär und auch sonst

überall — hat er's bewiesen. Und wenn er all die Mädels heiraten sollte, denen er was von Liebe vorgefalscht — müßt' er schon sein Domizil in der Türkei aufschlagen. Also nimm Dich in acht vor ihm!"

Der hübsche Bursche wollte etwas erwidern, wagte es aber nicht vor dem strengen Blick, mit dem sein Vater ihn anblitzte, und sagte nur, seinen grünen Hut mit dem Birkhahnspliel nehmend, mehr zärtlich als spöttisch:

„Du weißt nun Bescheid, wie Du mit mir daran bist, Elschen! Gute Nacht allerseits!"

Als er aber kaum die Tür hinter sich ins Schloß gezogen hatte, ging ihm das Mädchen mit der Erklärung nach:

„Ich werd' ein Glas Grog machen für Gottfried. Er sieht wirklich ganz jämmerlich aus.“

Die drei, die in dem hellerleuchteten Zimmer mit den dunklen Möbeln zurückblieben, verharnten eine Weile im Schweigen.

Frau Marie hatte sich erst in die Sofaecke, dann in den alten Lehnstuhl am Fenster gesetzt. Der demütige Blick ihres Gesichtes, dessen glatter, ebenmäßiger Schönheit weder Jahre noch Leid Abbruch zu tun vermocht hatten, und ihre im Schloß gefalteten Hände schienen zu sagen: Mag kommen, was will — ich halte still. Was hilft auch alles Wehren gegen das Schicksal?

Onkel Jörg durchmaß mit rastlosen Schritten das Zimmer, wie wenn er der Unruhe in seinem Blut nicht Herr werden könnte; und Gottfried saß, schwer vornübergebeugt, den Kopf in die geballten Hände gestützt, auf der braunen Holzbank, die man vom Boden, aus der Rumpelkammer, heruntergeholt und die nun wieder um den Ofen herumstand — ganz wie damals, als sein altes, verträumtes Vaterhaus noch nicht dem neuen roten Kasten Platz gemacht hatte. Und auch die altertümliche Uhr in ihrem hohen, buntbemalten Gehäuse, in dem der Knabe sich so oft versteckt, stand wieder in der Ecke und tickte ihren schläfrig-langsamem knarrenden Gang.

Aber zum Herzen drang dem Heingekehrten ihr Ticktack nicht, kaum zum Ohr; und endlich hub er, ohne sich in seiner versunkenen Stellung zu rühren, mit leiser, heiserer Stimme an:

„Bei all meinem Haß auf den, für den ich hab' büßen müssen, bei all meinem Verlangen, daß man ihn endlich finden möchte, daß ich meine Schande abstreifen, abschütteln könnte an seiner Bestrafung, war doch immer die Sehnsucht in mir, Frieden zu machen mit der Vergangenheit — alles zu vergessen, mein Leben wieder anzufangen, als wäre nichts gewesen. Und — weiß Gott — ich hätt's fertig gebracht, wenn man mir wenigstens hier zu Hause so entgegengekommen wäre, daß ich's gesehen oder gespürt hätte: Deine Angehörigen wissen, daß Du unschuldig bist.“

„Deine Mutter und ich wissen es,“ warf der Doktorbauer hastig ein. „Das muß Dir vorläufig genügen.“

„Und meine Schwester, die sich scheut, mir die Hand zu geben, als ob sie Furcht hätte, es könnte jetzt noch vergossenes Blut daran kleben?“ Jäh schoß Gottfried auf; sein Atem ging schwer.

„Das dumme Ding, das nichts weiß vom Leben — das sich noch nichts hat versuchen brauchen in der Welt!“ wollte die Mutter beschwichtigen.

Gottfrieds Glieder zitterten; seine Zähne schlugen wie im Fieberfrost aufeinander.

„Und Erna Plathe?“ stieß er keuchend hervor. „Daß sie mir nicht mehr geschrieben hat ins Zucht-haus seit Jahr und Tag — ihr Vater leidet's nun 'mal nicht, hab' ich mir gesagt und dabei doch gedacht: wenn eine Tochter auch ihren Eltern Gehorsam schuldig ist, so braucht sie darum den, dem

sie sich versprochen hat fürs Leben, doch nicht im Stich zu lassen in seiner Not — und müßte sie ihre Eltern auch darum ein wenig betrügen!“

„Erna Plathe ist ein weicher, biegsamer Charakter,“ versetzte der Doktorbauer. „Aber schon daraus, daß sie Dir Treue gehalten hat durch die langen fünf Jahre, daß sie keinen anderen genommen hat, kannst Du sehen, daß sie Dich noch immer lieb hat!“

„s wird wohl kein anderer gekommen sein, der ihr gepaßt hat!“ lachte Gottfried bitter auf. „Denn liebhaben . . . mein Gott . . . liebhaben . . . was wißt Ihr denn von liebhaben? Du und die Mutter vielleicht . . . Aber das Rechte ist's wohl auch bei Euch nicht! Liebhaben! Ach . . . in dem düstern Hause, aus dem ich komme, da lernt man's. Da klettert man auf die Pritsche, greift die Gitterstäbe oben am Fenster vor Sehnsucht, reißt und schüttelt daran: Gebt doch nach! Laßt mich doch raus, und wenn's unten auf den Steinfliesen Kopf und Glieder kostet und wenn mich der Posten am Tor niederknallt! Da rennt man mit dem Kopf gegen die Wand . . . Du hältst es nicht mehr aus . . . Du hältst es nicht mehr aus . . . Du mußt sie sehen . . . und wenn's nur ihre Hand, ein Finger von ihrer Hand, eine Strähne von ihrem Haar, ein Fetzen von ihrem Kleide wäre, den Du sehen könntest. Sterben möchtest Du drum! Ja, da lernt man das Liebhaben! Und die ganze Zeit . . . zwischen Erna Plathe und Elsbeth hab' ich kaum einen Unterschied gekannt . . . nach beiden mich gesehnt wie wahnsinnig. Und das hat mich ganz verrückt gemacht in meinem Trotz, daß gerade die beiden Jungen, die ich am meisten lieb hatte mit meinem jungen Blut, nicht einmal gekommen sind, nicht einmal! Und da hab' ich auch Euch nicht mehr sehen wollen in den beiden letzten Jahren.“

Mit zuckendem Gesicht trat Onkel Jörg an den leidenschaftlich Bewegten heran und legte ihm die Hände auf die Schultern.

„Du bist krank, bist überreizt. Gottfried! Aber Du mußt Dich fassen, mußt alles in einem helleren Licht zu sehen suchen. Die Zeit wird Dir helfen. Und wenn Du Erna Plathe erst gesprochen hast, wird sie auch vielleicht wieder den Mut finden, frei und offen zu Dir zu halten!“

„Hahaha! Sie wußte doch, daß ich heute komme! Und wenn sie nicht selbst fort könnte vom Hause in der Nacht — ich hätt's gekonnt — —, ihr Garten steht gewiß voller Blumen von vorn bis hinten, und sie fand kein Messer, einen Strauß zu schneiden, den sie der Mutter oder Elsbeth zustecken könnte mit einem Gruß für mich? Hahaha!“

Die Mutter saß regungslos in ihrem Stuhl; nur die Hände hatte sie noch enger gefaltet, die Lippen noch fester zusammengebissen, und die Tränen rannten ihr in hellen Tropfen über die blassen Wangen.

Der Doktorbauer aber ließ seines Neffen bebende Schultern nicht los.

„Ich will Dir was sagen, Gottfried! Wenn Erna Plathe sich auch wirklich von Dir abwendet, nichts mehr wissen will von Dir, auch hierüber mußt Du weggucken. An Menschen, die nicht zu uns halten durch dick und dünn, durch Not und Schuld, — an solchen Menschen verlieren wir nicht viel, an ihnen braucht uns nichts gelegen zu sein. Ich aber und Deine Mutter, wir halten zu Dir, wir lassen Dich nicht los, wir helfen Dir wieder auf das glatte Geleis und zum Frieden. Nur muß Du nicht warten, daß der Frieden von außen, von den Menschen Deiner Umgebung, in Dich hineinkommen soll. Von innen, aus Deinem Herzen heraus, mußt Du ihm Dir wiedergewinnen — im Bewußtsein Deiner Unschuld. Wir haben nur einen gerechten Richter über uns, das

ist unser Gewissen. Aller anderen Meinung ist dem Irrtum unterworfen und wertlos. Und glaube mir: Der Gedanke, unschuldig harte Strafe erlitten zu haben — er mag noch so quälend sein —, so schlimm ist er doch noch lange nicht, als das Bewußtsein, das der empfinden muß — er sei, wer er sei —, nach dessen Fährte Du voll Haß suchst, und der sich jede Stunde anklagen muß: Ich hab' einen Unschuldigen furchtbar harte Strafe für mich leiden lassen. Wie mach' ich's wieder gut? Gibt's überhaupt einen Weg, das wieder gutzumachen?"

Es war der Ton dieser Worte, der Gottfried ergriff, der Ton der lieben, lang entbehrten Stimme, der er fast alles verdankte, was er einst, als Zwanzigjähriger, in Kopf und Herzen mit hinausgenommen hatte in die Welt. Wie zitterte dieser Ton von Weh und Anteilnahme, von alles verstehender, alles verzeihender Liebe!

Schärfer sah Gottfried in seines Onkels Gesicht und erschrak fast. Wie alt war der Mann geworden in diesen wenigen Jahren. Konnte doch nur gerade im Anfang der Fünfzig sein und hatte die verrunzelte Stirn und den grauen Bart eines Greises! Und auch sein Auge, das einst Strahlen und Flammen geschossen, blickte wie durch graue Schleier. Ja, auch er hatte seine Last zu tragen mit dem leichtfertigen Sohn, um den sich zu sorgen er nicht aufhören durfte, hatte eine noch viel schwerere Last zu schleppen an seiner Frau, die, nun fast zwanzig Jahre krank, noch immer keine Erlösung von ihrem schweren Leidensleben finden konnte.

Aber nicht lange hielt die weiche Regung in Gottfried an.

„Wenn er ein Gewissen hat, der — der —, so mag er sich doch melden, seine Strafe auf sich nehmen, mich frei werden lassen dadurch, selbst dadurch frei werden vor seinem Gewissen! Aber wahrscheinlich ist's einer, der sich den Luxus eines Gewissens nicht leisten kann!“

„Wer will das sagen?“ gab der andere zurück. „Vielleicht ist er gar nicht so schlecht und feige, wie Du denkst — wenn ich ihn auch gewiß nicht vor Dir entschuldigen will. Vielleicht hat er Rücksichten zu nehmen auf seine Familie, die ohne ihn dem Ruin preisgegeben wäre . . . vielleicht droht ihm die Verurteilung wegen Mordes — — vielleicht . . . Ach, tausend Möglichkeiten gibt es da, die sein Schweigen — nicht entschuldigen, aber erklären können!“

„Und doch — er dürfte keine Ruhe haben — keinen Tag in seinem Leben!“ brach Frau Reinhardt jetzt zum erstenmale ihr langes Schweigen.

„Vielleicht hat er sie auch nicht!“ Mit schwerem Seufzer, als ob er müde wäre, setzte sich der Doktorbauer in die Ecke des Zimmers, vor die der mächtige eichene Schrank, ein Erbstück noch vom Großvater Reinhardt her, soweit vorsprang, daß er den Schein der Lampe abhielt, und der, der sich da niederließ, fast im Dunkeln saß.

Jetzt war es Gottfried, der mit erregten Schritten durchs Zimmer stapfte.

„Mit den Einbrechern, gegen die Du seinerzeit Verdacht erhobst, war's also nichts?“

„Neir — ich schrieb Dir ja damals, daß sie gleich hinterher gefaßt wären, für Deine Sache aber auf keinen Fall in Frage kämen.“

„Und hast Du sonst keine Spur gefunden, in Deiner Stellung als Amtsvorsteher?“

„Nichts . . . Ich habe übrigens — was Du wohl noch nicht weißt — den Posten schon vor drei Jahren niedergelegt.“

„Ah . . . warum denn das?“ Es klang bitter enttäuscht.

Onkel Jörg starrte mit trübem Blick vor sich ins Leere.

„Es nahm mich zu sehr in Anspruch, das Amt zwang mich, meine Wirtschaft zu vernachlässigen. Und in heutigen Zeiten kann der Landwirt sich nicht mehr auf seine Leute verlassen, muß er überall selbst Mann an der Spitze sein. Aber ich fühlte auch, daß ich nicht zum Beamten paßte — am wenigsten zu einem Untersuchungsbeamten, einem Vorarbeiter der Justiz. Die Einrichtung des irdischen Rechtes und das Ideal der ewigen Gerechtigkeit gingen mir zu weit auseinander!“

„Und wer ist an Deine Stelle getreten? Eine, dem ich ein wenig Interesse für mich werde abnutzen können?“

Der andere zog die Schultern hoch.

„Ein Fremder, ein Neutraler, der das glückliche Temperament hat, jede Sache lediglich nach Lage der Akten zu beurteilen und sich sonst nicht weiter den Kopf darüber zu zerbrechen: Administrator Friese in Zerlitz!“

„Aber Du kennst ihn — Du wirst bei ihm ein gutes Wort für mich einlegen?“

Der Doktorbauer kam aus seiner dunklen Ecke wieder ins helle Lampenlicht.

„Laß doch dieses Jagen nach einem Phantom dieses Greifen in undurchdringlichen Nebel. Jung Wenn den — den anderen — das Gewissen nicht treibt, sich eines Tages doch noch selbst zu stellen — wo willst Du ihn suchen, wo ihn finden? Auf wen willst Du Verdacht werfen? Weißt Du, wie weit Dein Stiefvater herumgekommen ist in der Welt — wer alles eine Rechnung mit ihm zu begleichen hatte? Kann's nicht einer gewesen sein, der ihn noch mehr gehaßt hat als Du, einer, auf den Du nie kämst, und wenn Du hundert Jahre forschest? Sieh . . . Deine Mutter hat's schwer gehabt in den Jahren, die Du fort warst. Sie ist von Natur nicht für harte Arbeit geschaffen; aber auch die härteste und fleißigste Frau kann in einer Wirtschaft nie völlig den fehlenden Mann ersetzen. Hättest Du nicht Dein Erbe hergegeben, die gekündigte zweite und dritte Hypothek abzuzahlen, Deine Mutter hätte die Wirtschaft nicht halten können; denn wer leiht heute Geld auf Landbesitz zur zweiten und dritten Stelle?“

„Es war doch selbstverständlich, daß ich das Geld hergab. Wären wir damals nicht alle so sehr gegen Mutters zweite Heirat gewesen, hätt' ich nicht mit Gewalt loskommen wollen von allem, was mit dem Namen Strohschein zusammenhing, loskommen wollen auch von diesem Stück Erde, das mir ans Herz gewachsen und doch wieder völlig verleidet war, so hätt' ich meinen Erbanteil natürlich schon damals auf die Wirtschaft eintragen lassen.“

Frau Reinhardt strich sich mit der Hand über die blasse Stirn, als gälte es da einen bösen Traum wegzuwischen. Onkel Jörg kehrte sich zum Fenster und Gottfried nagte an der Unterlippe — eine ganze Weile.

„Aber Plathe wird uns doch die erste Hypothek stehen lassen, die damals zu Elsbeths und meiner Auszahlung von ihm aufgenommen wurde?“ fragte er endlich, und seine Stimme klang dabei, als stände sie unter schwerem Druck.

„Gewiß wird er das! Ich hab' ihn neulich ausdrücklich gefragt, ob er das Geld nicht etwa kündigen würde, wenn Du nun an Deiner Mutter Stelle die Wirtschaft übernähmst!“

„Und . . .?“ Mit seinen leidvollen Augen sah Gottfried den Onkel groß und forschend an, und seine Gedanken spannten Fäden vom Geldgeber Plathe zu dessen Tochter, von Erna zurück zu ihrem Vater.

„Er sähe keinen Grund dazu, gab er mir zur

Antwort, da die neunzigtausend Mark ja sicher ständen, und er seine Zinsen noch immer pünktlich gekriegt hätte.“

Ein tiefer Atemzug hob die eingesunkene Brust des vom Schicksal Geschlagenen. Also war ihm Plathe nicht feindlich gesinnt — also war ihm wohl auch Erna nicht unwiderbringlich verloren, dachte er im frommen Glauben des reinen Toren, der er in Grunde seines Herzens durch alle Härte und Not eines jungen Lebens geblieben war.

„Ja, und nun soll der Hof Dein sein, Gottfried,“ ob der Doktorbauer wieder an, „von Stund' an will ich die Mutter als Dein eigen in Deine Hände geben. Aber der Hof verlangt nach einem ganzen Mann, der ihm alle seine Kraft opfert, der sich nicht zersplittert in leeren Gram und törichtem Grübeln, der vom Morgengrauen bis zur sinkenden Nacht nur den einen Gedanken hat: ich will mir die Scholle, die mein Vater mir hinterließ, in Ehren erhalten, wieder in die Höhe bringen will ich sie. Und das wird keine leichte Arbeit sein, Gottfried!“

Doch Gottfried Reinhardt schüttelte in verbissenem Stolz den Kopf.

„Ich will rein dastehen vor der Welt. Alles sonst ist mir gleichgiltig. Meine Schwester soll mir's abtitten eines Tages, daß sie sich besonnen hat, mir die Hand zu geben. Und auch alle anderen sollen mir's abtitten, offen oder in ihrem Herzen, daß sie mich in falschem Verdacht gehabt haben!“

Und die Mutter nickte dazu und sagte, wenn auch mit Seufzen:

„Er hat recht. Ich würd's ebenso machen!“

Da gab der Doktorbauer den Kampf auf in dem Gedanken, daß hier nur eines zu helfen vermöchte: die Zeit! — — —

Elsbeth hatten die drei in ihren schweren Sorgen ganz vergessen. Und erst, als Onkel Jörg sich schon zum Gehen anschickte, kam sie mit der Entschuldigung ins Zimmer, daß sie das Feuer auf dem Heerd nicht hätte in Brand setzen können.

Dafür aber brannten ihre Wangen in dunklem Feuer und auch in ihren Augen flackerte ein Glanz wie von lodernnden Flammen.

IV.

Als man nach eins endlich zu Bett gegangen war, hatte Frau Marie ihres Sohnes eingefallenes Leidensgesicht, das zuletzt der Schimmer hektischer Röte überzogen, noch einmal mit zärtlich-mitleidigem Blick gestreift und dabei gedacht: Wenn er morgen bis mittag schläft, ich will ihn gewiß nicht stören! Und auch Gottfried selbst hatte sich gewünscht, daß ein langer, erquickender Schlummer ihn mit Kraft erfüllen möchte für den ersten neuen Tag in der alten Heimat. Aber schon um drei fuhr der jahrelang nicht gehörte Morgenruf des Hahnes wie ein Signal in seine erregten Träume; und so oft er, einmal erwacht, seinen erschöpften, fieberglühenden Körper auch noch in dem ungewohnt weichen Kissen hin- und herwarf, es kam kein Schlaf mehr in seine Augen, weil auf dem Nachbargehöft der Kossät Seeger, der fleißigste Mann in Rodenau, schon vor Tau und Tage seine Sense dengelte und das Klapp-klapp, Klipp-klipp des Hammers auf dem singenden Stahlblatt wie ein „Komm-komm, Hilff-hilf“ in des Heimgekehrten Ohren klang.

So sprang er denn in seine Kleider und stieg auf den Hof hinab, auf dem noch die Morgendämmerung Gebäude und Geräte grau verschleierte und kaum einer Schwalbe frühes Gezwitscher laut ward. Einer kindlich-verträumten Regung nachgehend, steckte er den Kopf unter die Brunnentülle und ließ sich vom kalten Strahl der Müdigkeit letzten Rest aus den

Augen spülen. Dann ging er an die Kammern der Knechte und Mägde und bummerte mit hartem Faustschlag gegen die Türen. Der frühen Störung ungewohnt, fragten alle wie auf Verabredung, was los wäre, und erwiderten Gottfrieds Antwort: „Zeit zum Aufstehen!“ mit unwilligen Gebrumm.

Eine Uhr, die Stunde zu vergleichen, hatte kaum einer von ihnen; und wer wirklich eine sein eigen nannte, der verwahrte das Kleinod unaufgezogen im sicheren Versteck seines Spindes. So mochten sie denken, daß ein trüber Himmel es heute erst später Tag werden ließe. Als sie aber aus ihren dampfen Stuben, in denen sie beileibe nie ein Fenster öffneten, schlapp und faul herausgekrochen kamen und den Schaden besahen, machten sie lange Gesichter; und einer, der erst vor wenigen Wochen zugezogen war, ein baunlanger Bursch mit pocken-narbigem Gesicht und brennrotem Haar, raunte seinen Kameraden zu, ob etwa zugleich mit dem neuen Herrn aus dem Zuchthause auch die Zuchthausordnung hierher verpflanzt werden solle. Denn wer der war, der da auf dem Hofe zwischen den liederlich aufgefahrenen Wagen hin und her ging, hier nach einer wackligen Runge, dort nach einer niederhängenden Deichsel faßte, das konnten sich natürlich auch die an ihren Fingern abzählen, die ihn heute zum erstenmale sahen.

Gottfrieds Ohr, das schon immer gut gewesen und in der Zellenhaft, beim angestrengten Lauschen nach jedem Lebenszeichen von draußen, eher noch hellhöriger geworden war, hatte das böse Wort „Zuchthaus“ aufgefangen. Kalt ging's ihm durch als erster Morgengruß im Vaterhaus, und mit sechs raschen Schritten stand er vor dem „roten Alwin“.

„Beim nächsten frechen Wort, das ich von Dir höre, Lummel, hau' ich den nächsten Stiel, den ich zu fassen kriege, auf Deinem Kreuz kaput, und wenn Du gleich auf der Stelle verreckst, wie ein Hund!“

Er meinte es nicht ganz so hart, wie er's herausschieß; aber er war sich klar darüber: wenn er, der Bestrafte, seinen Untergebenen nicht von der ersten Sekunde an bis an die Zähne gewappnet entgegentrat, hatte er das Spiel verloren, eh' er's noch richtig angefangen.

Der rote Alwin zog den langen Hals ein und schlich scheu und ohne Widerrede an dem neuen Herrn vorbei. Er möchte wohl denken: Der, der seinem Stiefvater so herzlich eins auf den Kopf gegeben, daß er das Aufstehen darüber vergessen, möchte auch am Ende mit dir nicht viel Federlesens machen — wenn er auch aussieht, als ob man ihn umblasen könnte! . . . Und der alte Hannes, der einzige von den Leuten, auf den noch einigermaßen Verlaß war, sagte hernach zu den anderen: „Paßt auf, das ist genau so einer, wie der Alte war, einer, der sich nicht auf die Füße treten läßt. Wer keine Hiebe haben will, der mag sich in acht nehmen vor ihm.“ . . .

Die Sommersonne reitet schnell. Als Gottfried nach der traurig ausgefallenen Inspektion der Wagen und Ackergeräte in den Pferdestall kam, war es gerade hell genug geworden, um ihn erkennen zu lassen, wie schlecht behandelt die neun Gäule waren, die da ohne rechte Freßlust in den unsauberen, sauer riechenden Krippen herumschnupperten.

Schweigend, die Lippen zusammengekniffen, ging der Heimgekehrte von einem Stand in den anderen, tastete über die vorstehenden Knochen und das struppige, schuppige Haar der Tiere, fand da und dort eine aus Mangel an Pflege schlecht oder überhaupt nicht verheilte Wunde, sah, daß die Geschirre an den Pfosten und Riegeln vor Schmutz starrten und brachen. Nur Dreigespann und Lederzeug des alten Hannes waren leidlich gehalten.

„Ich will Euch was sagen.“ hub der neue Herr an, nachdem er den wie eine Hitzwelle in ihm aufsteigenden Zorn mühsam niedergezwungen; „die Plunderwirtschaft hier hört auf — von Stund an. Wie jeder sein Vieh behandelt, so — kann er sicher sein — behandle ich ihn auch.“

Der alte Hannes war der einzige von den drei Pferdeknecchten, der den Mut zu einer Entschuldigung fand. Regen über Regen hätte wochenlang Tag für Tag alle Mann ins Heu gejagt; darüber wäre dann die andere Arbeit etwas links liegen geblieben. Und der Doktorbauer, der früher regelmäßig nach dem Rechten gesehen, hätte in letzter Zeit auch nicht so oft fortgekommen aus der eigenen Wirtschaft, — hauptsächlich wohl seiner kranken Frau wegen, mit der er seine Not und Plage hätte.

Auch im Kuhstall fand Gottfrieds Auge des Tadelnswerten genug, wenn's da auch bei weitem nicht so schlimm aussah wie bei den Gäulen. Das Putzen und Waschen des Viehes schien zwar auch hier eine längst verklungene Sage; aber die Melkbottiche und Michkannen, mit denen die Mägde hantierten, blinkerten rein und blank in der Morgensonne.

Eben kam auch die Mutter, deren Wirken wenigstens in diesem Teile ihres Reiches zu spüren war, vom Hause über den Hof, sehr erstaunt, den Sohn so früh schon beiwege zu finden.

Die trägen Bewegungen ihrer schlanken Glieder und der müde Ausdruck ihres faltenlosen Gesichtes, das auch in dieser frühen Morgenstunde nichts von seinem schier unvergänglichen Schönheitsreiz, daß auch sie an dem strahlenden Sommermorgen wie an einer Last trug — gleich den anderen.

Ach, wie sehr hat euch das Glück verwöhnt, daß ihr gar nicht mehr wißt, wie gut ihr's habt. Morgen für Morgen den Odem der Freiheit zu trinken: Schöne Welt, so weit meines Auges Schkraft reicht, kann ich dich schauen, bist du mein! dachte Gottfried, dem vom Reinhardt'schen Blute der lebhaft dichterische Empfindung zueigen war. Vom Großvater Reinhardt erzählte man, daß er mit seinen Reden auf allen Hochzeiten, Kindelbieren und Gemeindefesten gegläntzt hätte, daß es ihn auch nicht darauf angekommen wäre, in der „Krone“ gelegentlich eine lange Geschichte in Versen aus dem Stegreif zum besten zu geben. Und der Onkel Jörg hatte in den Jahren seiner Lehrtätigkeit zwei Bände einer vorzüglichen „Pflanzenkunde“ herausgegeben, die ihn als einen ebenso gründlichen Naturbeobachter wie tiefsinnigen Poeten auswiesen, ja, er schrieb wohl jetzt noch, ohne Aufhebens davon zu machen, Abhandlungen für Zeitschriften und Zeitungen. Auch in Gottfried war die dichterische Anlage bereits zur Betätigung gekommen, wenn auch gewiß nur infolge des völligen Insiehselfstversinkens der Einzelhaft und durch das rückhaltlose Vertiefen in die besten Bücher der Anstaltsbibliothek, die Pfarrer Christ für ihn ausgewählt; und am letzten Tage seines Aufenthaltes im Zuchthause hatte er mit seinem kargen Gepäck ein dickes Buch voller „Gedichte und Gedanken“ nach Hause schicken können.

„Wollen wir durch den Garten gehen, Mutter?“

„Gewiß, wenn Du Lust hast!“

Und sie gingen durch den Garten, in dem die Nässe des Jahres das wuchernde Unkraut bis unter die Zweige der alten Obstbäume emporgetrieben, gingen bis an die schief in verrosteten Angeln hängende hintere Pforte und standen still und sahen über die Talsenkung hin, in der der beste Teil der Rodenauer Feldmark lag. Weit drüben auf der Höhe schimmerten weiße Hüte und Hemdärmel, blinkte der Stahl einer Sense im Sonnenschein auf wie eine Flamme.

„Der Nachbar Seeger ist schon mit seinen Knech-

ten beim Mähen. Da werden wir doch wohl auch sachte anfangen können.“

„Ja, der Roggen wird wohl reif sein. Ich kümmere mich nur noch nicht drum kümmern. Wir haben noch Heu draußen auf den Wiesen.“

„Wie viel?“

„Ich weiß es nicht mal genau — drei Fuder vielleicht. Und die Rüben sehen auch noch wild aus.“

„Es wurde wohl wirklich höchste Zeit, Mutter, daß ich nach Hause kam!“

Frau Marie hörte aus den bedrückten Worten des Sohnes einen Vorwurf heraus, den dieser gar nicht hineingelegt hatte.

„Es tut mir ja selber leid, Friedel. Aber ich bin nun mal nicht zur Landfran geschaffen. Und wär's nicht deinetwegen gewesen . . . damals, als mir der Jude die zweite und dritte Hypothek kündigte, ich hätt's am liebsten zum Verkauf kommen lassen und wär' mit dem Bißchen, was mir schließlich geblieben wäre, irgendwo in 'ner kleinen Mietwohnung untergekröchen. Aber natürlich,“ setzte sie vor des Sohnes erschrockenem Blick hastig hinzu, „jetzt, wo Du die Wirtschaft übernimmst, bleib' ich ja gern bei Dir und will Dir auch Dein Haus gewiß in Zucht und Ordnung halten, wenn ich mich nur um Feld und Vieh nicht mehr zu kümmern brauche.“

„Kommt Dir denn Elsbeth nicht ein wenig beistehen, wenn's Dir so schwer wurde?“ fragte Gottfried in Erinnerung an der Schwester sein gepflegte Hände.

„Ach, Elsbeth ist darin noch schlimmer als ich. Die wurde schon krank, wenn sie mal mit hinan sollte ins Heu oder Korn. Die mag am liebsten sticken und nähen oder Klavier spielen und lesen.“

„Ja, vom Vater hat sie nichts! Und der Mann, der sie mal heimführt, wird nicht das große Los an ihr gewonnen haben.“

„Es fragt sich, an was für einen sie kommt. Nun dafür mußt Du sorgen, Friedel, daß sie sich nicht von Fritz Reinhardt umgarnen läßt. Das mußt Du mir versprechen. Der . . . wenn er ihre paar tausend Taler verzehrt hätte, behandelte sie schlecht oder lief sie gar auf und davon.“

Darauf antwortete Gottfried nichts; aber die senkrechten Falten, die schon seit Jahr und Tag über seiner Nase standen, krochen enger zusammen. Und nach einer Weile sagte er:

„Der Onkel Jörg hätte auch mehr Glück verdient im Leben!“

„Ja, der Arme!“ seufzte Frau Marie; und es fiel Gottfried auf, daß der Blick ihrer fast immer kühlen Augen dabei seltsam tief und warm wurde.

„Mit seiner Frau steht's schlecht?“

(Fortsetzung folgt.)



Ingenieur Hans Gerich,
Mitführer des Ballons „Reichsflugverein“.



